

Reformierte Kirche Stäfa



Reformierte Kirche Stäfa Festschrift zur Renovation 1986–1988

Herausgegeben von der Reformierten Kirchenpflege
Gesamtredaktion: Christoph Mörgeli

29. Mai 1988
Fotos: Eva Schnyder
Druck: Buchdruckerei Stäfa AG

Inhaltsverzeichnis

<i>Theophil Middendorp:</i> Unsere Kirche	5
<i>Hans Lendi:</i> Geleitwort des Kirchenpflegepräsidenten	7
<i>Hans Frey:</i> Geleitwort des Gemeindepräsidenten	9
<i>Kurt Nafzger:</i> Kirchenrenovation – eine schöne Aufgabe für die Kirchenpflege	13
<i>Hans Martin Gubler:</i> Zur Bau- und Handwerksgeschichte der Kirche Stäfa	15
<i>Andreas Pflegard, Hans Martin Gubler:</i> Der Kirchturm von Ferdinand Stadler	39
<i>Christoph Mörgeli:</i> Die Röttinger-Fenster	43
<i>Peter Fässler:</i> Bericht des Architekten	51
<i>Rudolf Aebischer, Andreas Scheuner:</i> Die Orgelrevision	63
<i>Peter Fässler, Fritz Huber:</i> Die Kirchenbeleuchtung	65
Innen- und Aussenrenovation der reformierten Kirche Stäfa 1986–1988	69

Unsere Kirche

Stäfa hat sein Wahrzeichen wieder! Ein Aufatmen ging durch die Gemeinde, als der Turm vom Gerüst befreit dastand. Wohl mehr Menschen, als wir ahnen, orientieren sich am Kirchturm, an seiner Uhr und am Geläut der Glocken. Auch der Segler auf dem See hat sein Verhältnis zu diesem markanten Punkt im Gelände. Bei näherem Zusehen ist es schon so: Diese Kirche ist, wie die christlichen Gotteshäuser im allgemeinen, orientiert, das heisst ausgerichtet nach dem Orient. Damit ist die Richtung nach Jerusalem angezeigt als Zeichen für die kommende, ewige Gottesstadt.

Gewiss, die christliche Gemeinde kommt auch ohne besonderen Ort zusammen und findet sich «unterm Wort». Dankbar haben wir dies im vergangenen Jahr wieder erlebt. Zwischendurch predigte die ihres Verputzes entkleidete Kirche auf ihre Weise: «Wir haben hier keine bleibende Statt.» Doch darf nun auch die Sache Gottes ihren Platz haben unter uns. Der Gottesdienstraum wird uns erneut Erlebnis ewiger Beheimatung. Mancher hat hier «sein» Plätzchen. Gar vieles hilft mit, damit wir uns hier getragen wissen und der innere Mensch «erbaut» wird.

Das Gotteshaus ist ein Bethaus für alle Völker. Wo der Herr mit uns redet, muss doch auch der Raum seine Funktion zeigen, und die Spannungen von unten und oben, von Tod und Leben, von Diesseits und Jenseits bestimmen den Symbolgehalt der Kirche.

Die *Kanzel* ist der erhöhte Zeugenstand, wo Gottes Wort bezeugt wird. Ihr Name erinnert an die

Schranke zwischen Chor und Schiff, von der aus die alte Kirche die Predigt vernahm (*cancelli*). Wenn es gut ist, berühren sich im Kanzelwort zeitliches und ewiges Reden. Es geschieht etwas an der Schranke zweier Welten. Die Erwartung von Gemeinde und Pfarrer richtet sich auf den Durchbruch des ewigen Wortes über unsere Schranken hinweg.

Der *Taufstein* redet vom Gottessohn, der in die Todeswasser dieser Welt hinabstieg, damit wir mit ihm zum neuen Leben aus dem Wasser errettet würden. Taufsteine sind normalerweise achteckig. Das Kind wird ja in den achten Tag einer neuen Schöpfung hineingetauft, so wie Christus am achten Tag erstanden ist. Es ist gleichsam für ein Leben in einer höheren Oktave bestimmt. Nun, unser Taufstein ist rund, er ist also dem Abendmahlsbecher angeglichen. Er hat übrigens eine eigene Geschichte: Früher wurde er einmal in den Garten verbannt, fand seine Zuflucht im Pfarrhaus und ist uns nun wiedergeschickt. Er drückt wohl ein tiefes Verständnis dafür aus, dass das Lebenswasser aus dem Stein geholt wird (4. Mose 20). Beim früheren Taufgeschirr kam das weniger zum Ausdruck.

Der *Tisch* redet vom Tisch des Herrn und von der Gemeinschaft mit dem Auferstandenen. Dass der gleiche Tisch auch in Gemeindeversammlungen dient, erinnert an die Verantwortung für Gemeinwohl, Staat und Gesellschaft, die eine reformierte Kirche bejaht und wahrnehmen möchte.

Die starke Betonung der *Orgel* im Chor mit ihren



Kirche Stäfa mit neuer Friedhofanlage.

mächtigen Pfeifen versinnbildlicht die vielstimmige Gemeinschaft des Gottesvolkes. Wenn die Gemeinde aus der Tiefe um Gottes Hilfe bittet (Kyrie eleison), so lässt die Orgel etwas vom Lobgesang in der Höhe erahnen (Gloria).

Der *Mittelgang* trennt die Seeseite von der Bergseite. Ursprünglich war dies eine Männer- und eine Frauenseite. Man erlebte die Kirche als liegendes Kreuz. Gemäss den Evangelien standen unterm Kreuz Johannes und Maria. Der Gekreuzigte hat beide besonders angesprochen. Deshalb wurde die Frauenseite auch Evangelienseite und die Männerseite Epistelseite genannt, nach der unverwechselbaren Aufgabe der Geschlechter.

Nun wurde in Stäfa die spätgotische Kirche um 1688 durch eine *Saalkirche* ersetzt. Diese hat im Jahr 1788 die heutige Grösse erhalten. Saalkirchen betonen die Gemeinschaft im harmonischen Raum. Mit den neuen *Leuchtern* darf dieser etwas Festliches ausstrahlen und an die letzten Seiten der Bibel erinnern, wo im Glanz der oberen Gottesstadt Anbetung im Geist und in der Wahrheit möglich wird. Die kräftige *Empore*, die zur Saalkirche gehört, ist auch bereits ein Bild für die Einheit von sichtbarer Gemeinde und dem unsichtbaren Bereich der Engel und Seligen, die in Christus zusammengehören. Findige Augen werden auch das Fensterbild der *Verena* zu finden wissen – ein Hinweis auf unseren Ursprung in der alten christlichen Kirche.

Das Stäfner Gotteshaus ist vom *Kirchhof* umgeben: Um die Kirche herum, aber auch in ihrem Grund haben vergangene Geschlechter ihre Toten bestattet, im Wissen um die «Gemeinschaft der Heiligen». Wir hoffen, dass der erneuerte Friedhof und die erneuerte Kirche auch für kommende Geschlechter Ort der Stille und der Begegnung sein dürfen. Gerade im Hinblick auf die Inflation der Worte in unseren Tagen mögen wir Zwinglis Ausruf ernst nehmen: «Der Herr beschirmt sin Kilchen. Man sehe zu und lasse das ware Gotzwort trülich predigen, so werdend alle Ding wider recht: Gotzforcht, Liebe, Früntschafft und Friden.»

Theophil Middendorp

Geleitwort des Kirchenpflegepräsidenten

Ein Kirchengebäude, meistens überragt von einem nicht zu übersehenden Turm, ist seit langer Zeit das äussere Zeichen für die Präsenz der christlichen Gemeinde am Ort. Die Kirche beherbergt zugleich die Mitte jeder christlichen Gemeinde – den Gottesdienst. Ihm soll auch unsere Kirche in der heutigen Zeit dienen können.

Deshalb wurde, um baulichen Zerfallerscheinungen vorzubeugen, rechtzeitig eine Renovation an die Hand genommen. Der mit viel Sachverstand neu gestaltete Raum soll für den Gottesdienst eine wohlthuende Atmosphäre schaffen. Wir freuen uns, dass dies so gut gelungen ist. Allen Beteiligten, den Behörden, Planern, Beratern und Handwerkern sowie der Baukommission, danke ich im Namen der Kirchgemeinde herzlich.

Die sichtbaren Bauarbeiten in der Kirche haben ein gutes Ende gefunden; der unsichtbare Aufbau unse-

rer Gemeinde muss aber weitergehen. Die Herausforderungen unserer Zeit sind grösser denn je. Alle Strömungen, die die Kirche in ein Schattendasein drängen möchten, müssen wir als Behörde und Kirchgemeinde ins Auge fassen. Die Glaubwürdigkeit unseres Christseins als einzelne und als ganze Gemeinde steht heute in besonderer Weise auf dem Prüfstand.

Der weise Bauherr Salomo hat in folgenden Worten gebetet:

«Wenn der Herr nicht das Haus baut, so mühen sich umsonst, die daran bauen, wenn der Herr nicht die Stadt behütet, so wacht der Hüter umsonst.»

(Psalm 127,1)

Mit diesem Leitwort wollen wir uns auf den weiteren Weg machen.

Hans Lendi

Geleitwort des Gemeindepräsidenten

Die Kirche ist das Haus Gottes, der Ort, wo die Angehörigen einer Glaubensgemeinschaft zusammenkommen. Die Kirche ist auch diese Glaubensgemeinschaft selbst. Unser Gotteshaus, dessen Erneuerung wir heute würdigen, ist Teil der Evangelischen Landeskirche. Es steht seit rund 1000 Jahren – in wiederholt gewandelter Form – auf dem Stäfner Kirchenhügel, auf dem Kirchbühl; es ist seit bald 500 Jahren Hort der reformierten Kirche in unserer Gemeinde.

Seit Jahrhunderten sind Staat und Kirche im Kanton Zürich miteinander verbunden, seit Jahrhunderten dient die Kirche auch als Versammlungsort für eine breitere Öffentlichkeit. So ist es auch selbstverständlich, dass sich die politische Gemeinde finanziell an der Erneuerung dieses bedeutenden Baudenkmals beteiligt hat. Für den Gemeindepräsidenten ist es eine Freude, zur Würdigung dieses Ereignisses zur Feder zu greifen.

Gerade als Gemeindepräsident fühlt man sich in der Kirche zu Hause. Nicht nur, weil man persönlich zu dieser Kirche gehört, dort getauft, konfirmiert und getraut worden ist, schon als Kind deren mächtigen, wundersam entflammten und leuchtenden Christbaum erlebt hat, sondern auch, weil man als Vorsteher der Gemeinde mit diesem eindrücklichen Versammlungsort vertraut ist.

Wir sind froh, dass wir in Anbetracht der wieder schwergewichtigeren Themen an den Gemeindeversammlungen erneut auf diesen unentbehrlichen

Raum zählen können, und wir danken den leitenden Instanzen dafür, dass uns die Kirche wieder rechtzeitig zur Verfügung gestellt worden ist.

Die Kirche ist auch aus dem privaten Leben des einzelnen kaum wegzudenken. Auch wenn der Besuch der sonntäglichen Gottesdienste nicht mehr selbstverständlich ist, so führt sie doch einen Grossteil der Stäfner durch die bedeutendsten Abschnitte ihres Lebens. Hochzeit und Begräbnis werden bei einer Vielzahl der Menschen noch immer von der Kirche begleitet, und zahlreiche junge Eltern werden ihre Kinder auch künftig in die Kirche zur Taufe tragen. Auch wenn dies allein für die Erhaltung des kirchlichen Geistes und der Kirche kaum genügt, so ist es doch ein Zeichen dafür, dass das Christentum nach wie vor lebt. Wenn es im Alltag und bei jungen Erwachsenen auch oft nur noch schlummert, so ist es doch da und kehrt bei wesentlichen Einschnitten im Leben wieder ins Bewusstsein zurück. Und dies ist nicht etwa leere Tradition, es ist echtes Bedürfnis, wo es um die tiefgreifenden Ereignisse im Leben der Menschen geht.

Die Umgebung der Kirche, der Friedhof etwa, ist Teil der Öffentlichkeit. Friedhof und Kirche gehören zusammen, wo immer es angeht. Seit je haben die Toten im Bereich der Kirche geruht; Böses abzuwehren, war wohl der tiefere Sinn. Die Stäfner haben vor Jahren deutlich bekundet, dass sie ihre letzte Ruhestätte bei der Kirche, mitten im Dorf, und nicht am Rande der Gemeinde haben wollten.



Kirche Stäfa von Südosten, links Pfarr- und Schulhaus.

Auch der Turm, die Glocken, die Uhr mit den mächtigen Zeigern und Zifferblättern dienten seit je der Öffentlichkeit. Der bäuerlichen Bevölkerung vor allem, die sie zur rechten Zeit aus Feld und Reben nach Hause riefen, wo der Tag neue Pflichten für sie bereithielt. Selbst die Windfahne, die sich zuoberst

auf dem Kirchturm dreht, zeigt der Bevölkerung an, woher der Wind weht und wie es ums Wetter steht. Die Kirche ist schliesslich öffentlicher Mittelpunkt des Dorfes überhaupt. Es ist wichtig, dass die Kirche im Dorfe bleibt. Gerade in Stäfa steht das reformierte Gotteshaus auf einem besonders markanten

Platz, auf dem Kirchbühl, der seit je ein herausragender Ort der Gemeinde war. Die Gebäude, die Kirche mit dem Pfarrhaus und der Turm mit seiner Pyramide, sind unverwechselbar; sie geben der Gemeinde das Gepräge.

Um 970 ist die Stäfner Kirche urkundlich erstmals bezeugt. Sie stand mit Gewissheit auf dem heutigen Platz. Die zugehörige Pfarrei beschränkte sich damals auf die Weiler Kehlhof, Ötikon, Oberhausen und Ülikon. Das Gotteshaus befand sich im Mittelpunkt der Gemeinde. Es ist deshalb auch kein Zufall, dass der Ortsname «Stäfa» auf den alten Karten stets in der Gegend der heutigen Kirche zu finden ist. Und dass auch das «Dorf», das Zentrum der Gemeinde, in ihrer unmittelbaren Nähe liegt.

Von Anfang an begegnet uns das Stäfner Gotteshaus als «St.-Verena-Kirche». Sie dürfte von der Herzogin Reginlinde gestiftet worden sein, die um 930 mit ihrem Gatten das Heiligtum der Verena in Zurzach aufsuchte und darnach mit einer Tochter beschenkt wurde. Verena galt als Kinderspenderin.

Die Ausdehnung der Pfarrei Stäfa war anfänglich sehr bescheiden; Ürikon blieb zusammen mit Hombrechtikon bei der alten Kirche auf der Ufenau. In der Kapelle zu Ürikon wurde aber die Messe gelesen, so dass die Gläubigen nicht mehr bei jedem Wetter – und Unwetter – zur Insel hinüberzufahren brauchten.

In der Kirche zu Stäfa wurde der *Reformation* rasch Nachachtung verschafft. Obwohl man wirtschaftlich und kirchlich eng mit Einsiedeln zusammenhing, wollte man sich «zu einer statt von Zürich setzen» und sich dieser gegenüber als «gehorsam underdanen» erweisen.

Die Beseitigung der Bilder und Altäre scheint in Stäfa rasch vor sich gegangen zu sein, gehörte doch Pfarrer Ulrich Schörli zu den radikalen Elementen. Vater eines unehelichen Sohnes, wurde er in der Flugschrift eines altgläubigen Verfassers als «Bischof von Stäfa» apostrophiert, der die neue Lehre eigenmächtig vertrete.

Schon in dieser ersten Zeit warf er die *Zehntenfrage* auf; es sollte aber noch über dreihundert Jahre dauern, bis die Stäfner der Zehntpflicht gegenüber dem Kloster ledig wurden. Während dieser ganzen Epoche stand die Kollatur der Pfarrei Stäfa dem Abt von Einsiedeln zu; es ergab sich die seltsame Ordnung, dass der reformierte Stäfner Pfarrer sein Amt im Kloster Einsiedeln übernahm und dem Abt gegenüber zu treuer Pflichterfüllung angehalten war. Dieser freilich war an einen vom Zürcher Rat eingereichten Vorschlag gebunden.

Die Stäfner Kirche war im Laufe der Jahrhunderte zu einem stattlichen Gotteshaus geworden. 1837 wurde der traditionelle Käsbissenturm, wie er noch auf den alten Stichen zu sehen ist, durch eine moderne Pyramide ersetzt. Es kam darin das neue Lebensgefühl zum Ausdruck, das die nach dem Ustertag vom «Fortschrittsglauben» beschwingten Gemeinden beseelte.

Heute empfängt uns die Stäfner Kirche im neuen Gewand. Der Turm zeigt durch die Ausbildung der Eeklisenen eine schlankere Gestalt. Das Innere hat an Wärme gewonnen; der altvertraute, stattliche Raum ist weitgehend erhalten geblieben. Die verantwortlichen Gestalter verdienen den Dank der Gemeinde für das schöne Werk.

Hans Frey

Kirchenrenovation – eine schöne Aufgabe für die Kirchenpflege

Im Laufe einer kirchlichen Behördentätigkeit stellt die Renovierung des Kirchengebäudes eine besonders interessante und schöne, zugleich aber recht seltene Aufgabe dar; nur gerade alle 25 bis 30 Jahre wird erfahrungsgemäss eine Renovation notwendig. Im Jahre 1983 lud die Kirchenpflege unter ihrem damaligen Präsidenten Hermann Müller verschiedene Architekten zu Vorprojektstudien ein. Ihre Berichte bekräftigten uns in der Auffassung, dass mit der Kirchenrenovierung nicht länger zugewartet werden sollte. Priorität kam dabei der Behebung verschiedener altersbedingter Schäden und der Erneuerung der technischen Installationen zu. Anlässlich der Kirchgemeindeversammlung vom 9. Dezember 1984 genehmigten die reformierten Stäfner Stimmbürger einen Kredit für ein Renovationsprojekt, mit dem Peter Fässler – ein ausgewiesener Fachmann in Fragen von Kirchenrenovierungen – betraut wurde. Bald schon kamen Kirchenpflege und Architekt überein, im Zuge der Aussenrenovation auch eine Innenrenovation vorzunehmen, um die Kirche in vollständig neuem, festlichem Glanz erscheinen zu lassen. Nach verschiedenen öffentlichen Diskussionsabenden und mehrmaliger Überarbeitung des Projekts stand am 6. Januar 1986 ein detaillierter Kostenvoranschlag von 2 394 000 Franken für die äussere und 1 353 000 Franken für die innere Renovation fest.

Die reformierte Kirche von Stäfa dient nicht allein als Gotteshaus. Sie gewährt seit jeher den Gemeinde-

versammlungen der politischen Gemeinde wie auch verschiedensten kulturellen Anlässen Gastrecht. Aus diesen Gründen beteiligte sich die Gemeinde Stäfa mit 800 000 Franken an den Gesamtkosten der Renovationsarbeiten. Gestützt auf einen Antrag der kantonalen Denkmalpflege, steuerte der Kanton Zürich 305 000 Franken an die Aussenrenovierung bei. Die Zuwendung erfolgte mit der Auflage, die historischen Ecklisenen und Rundbogenfriese am Turm wiederherzustellen. Die blossen Instandstellungsarbeiten und Erneuerungen der Installationen waren indessen nicht beitragsberechtigt. Auch die Evangelisch-reformierte Landeskirche des Kantons Zürich unterstützte unser Vorhaben mit einem Beitrag von 40 500 Franken.

An der Gemeindeversammlung der politischen Gemeinde vom 3. Februar 1986 und an der Urnenabstimmung der Kirchgemeinde vom 27. April desselben Jahres stimmten die Stäfnerinnen und Stäfner der Gesamtrenovation mit grossem Mehr zu. Seit Beginn der neuen Amtsperiode, die mit dem Beginn der Renovationsarbeiten zusammenfiel, durfte ich auf die Mithilfe einer neugeschaffenen, initiativen Baukommission zählen. Für die Ausführung seines Projekts wurde Peter Fässler, dipl. Architekt ETH/SIA, verpflichtet. Er und sein Mitarbeiter René Kaspar, Architekt HTL, nahmen ihre Aufgabe mit grossem Engagement und Fachwissen wahr. An unzähligen Bausitzungen und dreissig Kommissionssitzungen hat die Baukommission die Renovation begleitet; dane-

ben besichtigten wir verschiedene vor kurzem restaurierte Kirchen im Kanton Zürich.

Während der Bauzeit erlebten wir neben viel Gefreutem auch weniger erfreuliche Überraschungen. Die unvermutet entdeckten Gräber im Chor der Kirche versetzten uns in einige Unruhe, war doch damit ein monatelanger Baustillstand nicht auszuschliessen. Dank den rasch durchgeführten Notgrabungen der Kantonsarchäologie unter Leitung von Andreas Zürcher konnte praktisch ohne Verzug weitergearbeitet werden. Einen unerwarteten Rückschlag finanzieller Art verursachte die leider unumgängliche Instandstellung der stark verwitterten Sandsteinpartien des erst 1974 sanierten Turmoberteils. Unseren Steinhauerfirmen gebührt für ihre flexible Umstellung auf diese neue Situation ein spezieller Dank. Zwar konnten die meisten Arbeiten getreu gemäss Pflichtenheft und Kostenvoranschlag durchgeführt werden; gewisse Änderungen des Projekts während der Bauphase waren indessen unumgänglich. So hoben wir das 1792 erstellte Archiv im Turmchor auf; die Akten der Stäfner Kirchgemeinde wurden im neu hergerichteten Untergeschoss des Kirchenschiffs untergebracht. Es bleibt einer späteren Generation vorbehalten, den Turmchor mit seinen vermuteten, noch verborgenen Wandmalereien zu restaurieren und neuen Zwecken zuzuführen. Einer Anregung aus der Kirchgemeinde folgend,

machten wir den Glockenstuhl wieder für fliegende Nachtbesucher zugänglich. So hoffen wir, dass sich im Stäfner Kirchturm Fledermäuse und Käuze bald heimisch fühlen.

Eine rigorose Kostenkontrolle ermöglichte es, solche Änderungen sofort zu erfassen; der Aufwand der gesamten Renovation bewegt sich so noch immer im Rahmen des bewilligten Kostenvoranschlags.

Im Namen der reformierten Kirchgemeinde Stäfa danke ich allen an der Renovation beteiligten Personen ganz herzlich. Unsere Handwerker haben sich mit zuverlässiger und speditiver Arbeit sehr für unser Projekt eingesetzt, ist doch zu bedenken, dass die Kirchenpflege nur gerade ein Jahr für die Bauarbeiten vorgegeben hat. Ein besonderer Dank gilt auch Andreas Pflughard (Ürikon), der uns als kantonalen Denkmalpfleger in vielen Bausitzungen mit Rat und Tat zur Seite gestanden ist. Die katholische Kirchgemeinde und die Schulgemeinde Stäfa haben uns Reformierten in verdankenswerter Weise während eines vollen Jahres ihre Gastfreundschaft gewährt. Den Behörden der politischen Gemeinde Stäfa sei für die vertrauensvolle Zusammenarbeit bestens gedankt. Schliesslich gilt mein Dank den Architekten Peter Fässler und René Kaspar sowie meinen Kolleginnen und Kollegen der Baukommission, die so viel zum Gelingen beigetragen haben.

Kurt Nafzger

Zur Bau- und Handwerksgeschichte der Kirche Stäfa

Die eng an den sanften Moränenabhang gerückte Kirche mit ihrem tief heruntergezogenen Walmdach und dem spitz aufstrebenden Turm erweckt auf den ersten Blick den Eindruck einer zeitlich recht homogenen Anlage. Erst Rundgang und Kenntnisnahme der einzelnen Bauteile lassen erkennen, dass sich auch in diesem Bauwerk geschichtliche und kulturgeschichtliche Spuren aus Jahrhunderten erhalten haben. In der Zusammenschau mit den noch vorhandenen schriftlichen Aufzeichnungen über Umbauten, Veränderungen und Verschönerungen erlauben uns diese Spuren den Versuch einer Baugeschichte, die allerdings – vor allem in der Frühzeit – mehr Unbekanntes als Bekanntes aufweist. Später aber, zumindest seit dem 17. Jahrhundert, fliessen die Quellen reichlich, sind nicht nur Daten, sondern auch Namen einheimischer und auswärtiger Handwerker überliefert, lassen sich die Werke mit Personen verbinden. Es ist deshalb nur natürlich, dass das Schwergewicht dieser Darstellung in der Schilderung der neueren Epoche liegt.

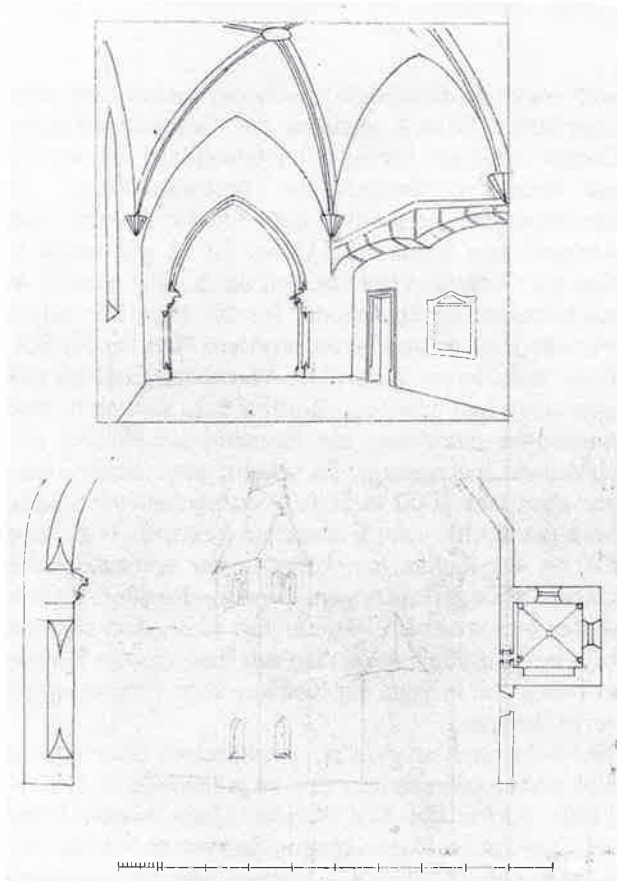
Die dunkle Frühzeit der Kirche Stäfa

In einer nicht datierten Schrift im Kloster Einsiedeln, die man heute für 970 n. Chr. in Anspruch nimmt, erscheint neben den beiden Kirchen der Insel Ufenau auch die der hl. Verena geweihte Kirche in Stäfa als Besitz des Klosters. Wer die Kirche gegründet hat

und wann sie Einsiedeln geschenkt wurde, ist nicht überliefert. Otto I., genannt der Grosse, und seine Gattin Adelheid hatten eine besondere Zuneigung zur Klostergemeinschaft im «finsternen Wald». So bestätigte der Kaiser 947 dem Kloster sowohl freie Abtwahl wie Immunität. Daher ist es gut möglich, dass die Güter in Stäfa mitsamt der Kirche Einsiedeln aus kaiserlichem Besitz oder aus der Hand der nahen Verwandtschaft geschenkt wurden. Man hat als Stifterin auch schon Reginlinde vermutet, Ehefrau des alemannischen Herzogs Burkhard I.; ihr wird eine besondere Beziehung zur Patronin der Kirche, der hl. Verena, nachgesagt. Es scheint aber sicher, dass vor dem Jahr 1000 in Stäfa – wahrscheinlich an der heutigen Stelle – ein Gotteshaus bestand. Wie diese Kirche ausgesehen hat, könnten nur archäologische Untersuchungen aufzeigen. Zweihundertfünfzig Jahre später meldet eine Urkunde von 1220, dass sich das Kloster Einsiedeln weiterhin des Besitzes der Kirche erfreute und in Stäfa das Kollaturrecht (Pfarreinsatzrecht) besass.

Vielleicht noch im gleichen Jahrhundert, eher aber in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts (1300–1320) dürfte die alte Kirche einen neuen Chor erhalten haben. Aus analogen Beispielen – etwa der Kirche Zell im Tösstal – können wir die ungefähre Form dieser hochromanischen Kirche rekonstruieren: Es handelte sich um einen Bau mit längsrechteckigem, saalartigem Schiff und einem eingezogenen, ungefähr quadratischen Chor, über dem sich ein

massiger Turm erhob. Teile dieses romanischen Chores sind bis heute erhalten geblieben. Sie reichen bis an das Abschlussgesims. Die ursprünglich mit Bossenquadern verstärkten Ecken, der verbindende



Erdgeschoss des romanischen Turmes mit dem spätgotischen Gewölbe von 1490/91. Unten: Detail des spätgotischen Triumphbogens und Skizze des Turms vor dem Umbau von 1836/37, Feder- und Bleistiftzeichnung von Ludwig Schulthess, um 1835 (Zentralbibliothek Zürich).

Rundbogenfries – später durch flache Lisenen ersetzt – und das massive Mauerwerk sind typische Zeugen für eine Bauzeit im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts; das immer wieder genannte Jahr 1280 ist zu früh datiert. Ebenfalls nicht zu diesem Bestand gehört das Gewölbe im Chor. Das Rippenprofil, das Verhältnis Rippe zu Schlussstein, vor allem aber die überlieferte Form der Konsolen legen eine Datierung in die Chorumbauphase von 1490/91 nahe. Bei der Kirche des frühen 14. Jahrhunderts handelte es sich also um eine für die Zeit typische *Chorturm-kirche*, welche den ländlichen Kirchenbau der Epoche dominierte. Diese Kirchenbauten bezogen ihre künstlerische Spannung aus dem Gegensatz von flachgedecktem Langhaus und gewölbtem Chor, dem eher geduckt erscheinenden Schiff und dem kräftigen, quadratischen Turmschaft.

Einen weiteren Schritt der Integration vollzog am 15. September 1362 der Konstanzer Bischof Heinrich III., der die Pfarrkirche von Stäfa dem Kloster Einsiedeln einverleibte, das von Schulden gedrückt wurde und durch Krieg, Misswuchs und Pest Schaden gelitten hatte.

Durch diesen Akt befand sich das Kirchengut von Stäfa im Eigentum des Klosters, womit dieses nicht nur Nutzniesser der Kirche, sondern alleiniger Besitzer geworden war.

Wenn man diese Inkorporation in ihren Auswirkungen einschätzen will, so ist kurz auf die grossen Privilegien der mittelalterlichen Kirche hinzuweisen. Nicht nur besass die Kirche eine eigene Rechtsprechung (kanonisches Recht), sondern auch weltliche Titel und Rechte. Zusätzlich zum Pfarreinsatzrecht (Kollatur) oder dem Eigenkirchenrecht konnten die Kirchen wie weltliche Herren auch Eigenleute besitzen (Leibeigenschaft). Die Bindungen der einzelnen Leute an eine bestimmte Herrschaft oder eine bestimmte Kirche war deshalb bedeutend enger als

heute, ja praktisch bedingungslos: Leib, Leben, Arbeit und Besitz waren im Verfügungsrecht der Herrschaft. Welche Auswirkungen die Inkorporation für die Stäfer hatte, ist teilweise noch im 17. Jahrhundert nachzuweisen: Im Januar 1619 urkundeten nämlich Mitglieder des Rates von Zürich und das Kloster Einsiedeln im Beisein einer Vertretung der Gemeinde Stäfa, die Gemeindebürger von verschiedenen Verpflichtungen zu befreien, unter anderen von der Lieferung der Seile für den Trottbau, der Lieferung des Messgewandes, ferner die Befreiung vom Fall, d.h. die Aufhebung der Abgabe ans Kloster bei einem Todesfall. Es wurde allerdings ausdrücklich betont, dass bei einer Heirat eines Stäfers mit einer Leibeigenen des Klosters Einsiedeln deren Kinder ebenfalls leibeigen seien. Darum sollten die Stäfer keine Leute als Einwohner aufnehmen, die Leibeigene irgendeines Klosters waren.

Der Kirchenbau von 1490/91 und die Reformation

Einsiedeln besass nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten. Neben der Besoldung des Leutpriesters, des Sigristen und anderer gehörte auch der Bauunterhalt der Kirche dazu. 1484 erlangte man eine Bewilligung für eine Almosensammlung, und nach nicht ganz klaren späteren Notizen dürfte um 1490 gebaut worden sein. Jedenfalls erkaufte sich das Kloster 1491 die Freigabe, weiterhin an die Reparaturen oder Bauten des Chores zahlen zu müssen. Welche Veränderungen damals die mittelalterliche Kirche erlebt hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Überliefert ist einzig, dass die Kirchgenossen von Stäfa «aus dem Chor einen Turm gemacht und darauf einen Helm gesetzt» haben. Dies ist einmal so zu verstehen, dass man den massiven, untersetzten Chorturm

um fast das Doppelte erhöhte und mit einem Satteldach (volkstümlich: Käsibisse) abschloss. Dass zugleich auf der nördlichen Seite des Turms eine neue Kirche errichtet wurde, lässt sich zwar vermuten; doch schweigen alle Quellen. Selbst die 1987 vorgenommene Untersuchung des Chorbereichs ergab keine Klärung. Die gefundenen Grabreste liessen sich vorläufig nicht datieren, und eigenartigerweise wurden keine Fundamentreste entdeckt, die sich als Fundamente älterer Chormauern deuten liessen. Dies könnte zwar so interpretiert werden, dass die heutige Chorform, wie sie 1688/89 erstellt wurde, der gotischen entspricht, doch könnte man sich schlecht ein dazu passendes Langhaus vorstellen. Eine Zeichnung vor dem Turmumbau von Schulthess deutet noch eine andere Möglichkeit an. Wenn Schulthess nicht phantasiert – und seine Zeichnungen sind, wo sie sich nachprüfen lassen, recht verlässlich –, lief der alte Chorbogen spitz zu und besass eindeutig ein spätgotisches Profil. Das wiederum könnte nur heissen, dass das gotische Langhaus westlich an den Turm anschloss. Dieser Auffassung liesse sich allerdings entgegenhalten, dass die Textstelle von 1491 davon spricht, es sei aus dem Chor ein Turm gemacht worden. Interpretiert man diesen Satz streng, darf man nicht annehmen, dass der Chor weiterhin diese Funktion besass; somit wäre doch ein eigener Chor gebaut worden.

Ein Indiz in dieser Richtung sei hier beigefügt: Unter dem Querdach zwischen Kirche und Turm befindet sich deutlich erkennbar der Ansatz eines alten Quergiebels (das heutige Dach stammt nach der Rechnung von 1788). Es könnte sich zwar um die Spuren des Giebels der Kirche von 1688 handeln. Was aber skeptisch stimmt, ist die Tatsache, dass die ganze Fläche sehr stark brandgerötet erscheint. Wir wissen indessen nichts von einem Brand der Kirche in neuerer Zeit (17./18. Jh.), so dass es sich wohl um eine

Katastrophe, die einen Vorgängerbau betroffen hat, handeln muss. Da dieser Giebel nur wenig unter dem heutigen liegt, ist ein ähnlich hohes Dach vorzusetzen, was wiederum heissen würde, dass ein gotischer Vorgängerbau nicht viel kleiner als der heutige gewesen sein dürfte. Auch hier könnten aber nur archäologische Untersuchungen weiterführen. Gesichert ist einzig die Erkenntnis, dass beim Umbau der Kirche von 1490/91 auch das Turmuntergeschoss modernisiert wurde. Stäfa besass deshalb am Vorabend der Reformation eine zumindest in Teilen «moderne» Kirche. Somit gehört Stäfa zu jenen zahlreichen zürcherischen Kirchgemeinden, die in den Jahrzehnten zwischen 1470 und 1525 ihr Gotteshaus neu erbaut oder zumindest vergrössert und neu geschmückt haben. Erwähnt sei etwa das benachbarte Meilen, wo Einsiedeln in jenen Jahren (1493–1495) einen stattlichen, reich gestalteten Chor errichten liess. Hinzuzufügen wären auch die Wasserkirche in Zürich sowie die Kirchen in Elgg und Pfäffikon.

Es gibt allerdings keine Hinweise, wonach sich die Stäfner Kirche an Grösse und Reichtum mit den genannten Kirchen auch nur annähernd hätte messen können. Das *Aussehen des Turms* können wir anhand weniger Zeugnisse einigermaßen sicher bestimmen. Zwar zeigt ihn eine Ansicht von Stäfa aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts arg verzeichnet und erst noch an der falschen Stelle. Ein Plan des Staatsbauinspektors Hans Caspar Stadler (1786–1859), aufgenommen 1835 als Plangrundlage für den teilweisen Neubau des Turmes, sowie eine Skizze von Ludwig Schulthess (1805–1844) machen aber deutlich, dass diese Ansicht in den Grundzügen stimmt. Es handelt sich beim Turm von 1491 um eine Aufstockung über dem romanischen Chorturm, dessen Glockengeschoss durch ein Doppellanzettfenster geöffnet war und der mit einem Satteldach abgeschlossen

wurde. Eng verwandte Türme sind in Uznach, Hl. Kreuz (1493) und Schänis (1486) noch zu sehen. Jener von Meilen weist zwar in der Giebelzone zusätzlich einen dekorativen Schmuck auf, gehört aber zur gleichen Gruppe.

Den Neu- oder Umbau der Kirche hat wohl der ruinöse Zustand des romanischen Baus ausgelöst. Die *Finanzierung* erfolgte, wie zur Zeit allgemein üblich, durch eine intensive Almosensammlung. Dieser grossangelegte Bettel, der in den Jahrzehnten vor der Reformation ungeahnte Züge annahm, war einer der Gründe für die Durchschlagskraft der Reformation.

Bezeichnend ist aber auch, dass die seit dem 15. Jahrhundert politisch eng mit dem Stadtstaat Zürich verbundene Gemeinde Stäfa nach der Reformation nicht einfach aus ihrem kirchlichen Verband gelöst werden konnte. In dieser Beziehung teilte Stäfa das Schicksal der Nachbargemeinden Männedorf und Meilen, beide ebenfalls von Einsiedeln abhängige Pfarreien. Auch für die reformierte Kirche besass das Benediktinerkloster weiterhin das Kollaturrecht. Es ernannte wie ehemals die reformierten Pfarrer, die dem Abt von Einsiedeln nach ihrer Wahl gemäss einem genau festgelegten Zeremoniell zu huldigen hatten. Zwar erreichte der Stadtstaat insofern ein Mitspracherecht, als er jeweils einen Dreivorschlag unterbreitete, aus dem der Abt den Pfarrer bestimmte. Dennoch bleibt die erstaunliche Tatsache bestehen, dass der Abt eines katholischen Klosters bis ins 19. Jahrhundert reformierte Geistliche ins Amt einsetzte. Mit Vertrag vom 21. Juli 1824 ging das Pfarreinsatzrecht für die Pfarrpründe Stäfa an den Stand Zürich über; Meilen wurde 1818, Männedorf 1828 ausgekauft. Mit einem weiteren Vertrag vom 24. Februar 1825 löste man die letzten Bande mit der Abtei, besiegelten doch die Finanzkommission des Standes Zürich und das Stift Einsiedeln

«Loskauf und die vollständige Entlassung des Zehntenbezirks Stäfa aus der Zehntenpflicht an das Kloster Einsiedeln».

Die eingreifenden kulturellen und religiösen Wandlungen, welche die Reformation in Gang setzte, zerbrachen die alten Bindungen an das Kloster nicht. Dieses behielt auch die Baupflicht am Pfarrhaus und liess das Gebäude 1563 durch seine Bauleute neu errichten. Einzelne Zehnten gingen wie vor der Reformation nach Einsiedeln; für die «Gotteshausleute» von Stäfa galt weiterhin die niedere Gerichtsbarkeit einer katholischen Herrschaft. Verloren ging allerdings die Ausstattung der Kirche, die mindestens aus drei Altären bestanden haben dürfte, verloren ging auch das Patrozinium der Kirche. Der Hauptaltar war damals der hl. Verena geweiht und enthielt auch Reliquien dieser in Zurzach begrabenen christlichen Märtyrerin. Als Patronin der Schiffer und Fischer wachte sie in der hoch gelegenen Kirche über einen zumindest im Mittelalter wichtigen Zweig des einheimischen Gewerbes.

Renovationen, Reparaturen und Umbauten im 16. und 17. Jahrhundert

Als sich die Sturmwogen der Reformation etwas geglättet hatten, richtete man die Stäfner Kirche dem neuen Kult entsprechend ein. So wurden 1573 eine Kanzel und ein Pfarrstuhl geschaffen; 1578 kam ein Abendmahlstisch hinzu; 1589 galt es, die Turmuhr zu reparieren und die einseitig abgenutzten Glocken aus vorreformatorischer Zeit zu drehen.

Ein grösseres Unterfangen war die *Reparatur von 1658*, deren Abrechnung sich bis ins Jahr 1661 hinzog. Es ging darum, die «Kirchen, und Kirchhofmauer, sambt dem Thurn Ze Verbessern, Ze wyssgen und yn Zuo fassen». In erster Linie wurden also Flick-

und Malerarbeiten vorgenommen, denn der Ausdruck «yn Zuo fassen» lässt wenigstens steinfarbene Fenster und Eckfassungen erwarten. Die Arbeiten vertraute man hauptsächlich einheimischen Handwerkern an; überliefert sind Maurermeister Hans Willi, Zimmermann Stefan Schulthess, ferner Tischmacher (Schreiner) Hans Bodmer, Steinmetz Müller, Glaser Wilhelm und Ziegler Melchior Pfeningger, alle von Ötikon. Hans Nägeli lieferte die Schindeln, Johann Holzhalb den Kalk. Der Maler der Uhrtafeln ist namentlich nicht überliefert.

Durch einen Blitzschlag erlitt der Turm 1661 Schaden. Ob damals auch die kleinste Glocke mitbetroffen wurde, ist nicht bekannt; jedenfalls musste sie 1668 ersetzt werden. Der im Glockenhof in Zürich tätige Giesser Heinrich (I) Füssli (1637–1679) übernahm diese Aufgabe.

Ein starkes Anwachsen der Bevölkerung in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, ein allgemein beobachtetes Phänomen, liess die gotische Kirche nun endgültig zu klein werden. An Sonntagen drängten sich allein 500 Kinder zur Kinderlehre!

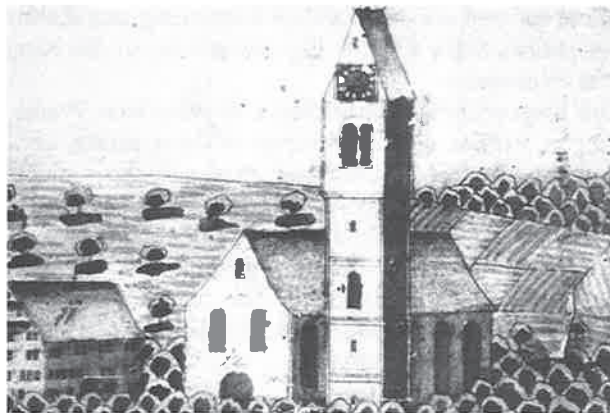
Man scheint sich über längere Zeit mit Bauprojekten beschäftigt zu haben; schliesslich entschieden sich die Stäfner 1688 für einen weitgehenden *Umbau der Kirche*, der im Grunde einem Neubau gleichkam. Die umfangreichen Arbeiten, die schliesslich über 10 000 Pfund Zürcher Währung kosten sollten, übernahmen auch diesmal einheimische Handwerker. Maurer Hans Willi schloss eine Vereinbarung, das Mauerwerk, klafterweise bezahlt, aus dem Fundament zu verfertigen. Die Zimmerleute Säckelmeister Ulrich Ryffel und Marx Schulthess bearbeiteten den Dachstuhl – es ist von zweien die Rede – im Taglohn. Bekannt sind überdies Dachdecker Bauer und Steinmetz Hägni. Weitere Handwerksmeister wurden von Zürich herangezogen, so Maler Ulrich Stadler, Meister Georg Esslinger, der Glasmaler, der am

11. April 1689 das «Ehrenschild» – das Wappen der Gnädigen Herren – montierte, der Ziegler Meyer sowie Obmann Heidegger.

Einen Teil der notwendigen Gelder zur *Finanzierung* des Baus hatte die Kirchgemeinde in Zürich aufgenommen. Die grösste Summe von 3800 Pfund legte Zunftmeister Johannes Rahn (1637–1716) an; weitere Mittel stammten von den Wachten und von reichen Stäfner Bürgern. Bis 1700 scheint man, glaubt man den erhaltenen Rechnungen, die geliehenen Summen zurückgezahlt zu haben.

Mit dem Umbau von 1688/89 hatte die Kirche nahezu die heutige Form gewonnen. Allerdings dürfte man viele Teile des Vorgängerbaues einbezogen haben, ansonsten hätte die Summe von 10 000 Pfund nicht ausgereicht. Für diesen Betrag konnte in der Zeit etwa ein stattliches Pfarrhaus (in der Art von Hettlingen oder Oberwinterthur) gebaut werden, aber keine Kirche. Auf der anderen Seite lassen zeitgleich errichtete Kirchen, etwa jene in Herrliberg (1686–1688), vermuten, dass das Stäfner Gotteshaus damals seine Form erhalten hat; dafür sprechen neben dem Grundriss mit dem weiten Chor und dem direkten Anschluss an das Langhaus auch die steile Form des Dachs, das im östlichen Teil noch gotische Proportionen aufweist. Das würde heissen, dass man zumindest die Südwand, vielleicht aber auch Teile des Chors übernommen hat und einzig den Chor und die Nordwand neu errichten musste. Auf diese Weise entstand jener breite, entspannt wirkende *Predigtraum*, der sich seit dem 16. Jahrhundert immer stärker als eigentliche protestantische Landkirche im zürcherischen Stadtstaate durchsetzte, aber auch im Kanton Bern, in der Waadt, ja sogar in der Pfalz und in Oberfranken zu finden ist.

Die *Renovation von 1760* galt vor allem einer Überholung einzelner Bauteile. Den grössten Ausgabeposten bildeten die erneuerten Fenster. Man erstand



Kirche Stäfa zwischen 1760 und 1788. Ausschnitt aus einer kolorierten Ansicht des Dorfes. Obwohl der Turm an falscher Stelle und zudem überhöht gezeichnet wurde, scheint die Zeichnung der Westfassade mit den beiden 1760 eingebrochenen Fenstern verlässlich (Privatbesitz).

5000 lautere (durchsichtige) Scheiben, d.h. wohl die üblichen Sechseckscheiben, und liess über der Empore zwei neue Fenster einbrechen. Auch malten «bekante frömde Mahler» – wobei der Ausdruck «frömd» meist schon für solche aus dem Nachbardorf galt – die Uhrtafeln neu; sie beanspruchten 40 Tage über den Vertrag hinaus Arbeitslöhne. Der Kauf von 18 Büchlein Feingold bei Dr. Oeri in Zürich, die allein 180 Pfund kosteten, weisen auf die Neuvorgoldung der Zeiger und der Turmkugel hin. Da die Frauenstühle verändert wurden, finden wir auch einheimische Kräfte am Werk: Maurer Pfenninger, Kehlhof, Maurer Heinrich Suter, Ötikon, und die Maurer Heinrich Baur und Hans Jacob Kunz, beide aus Ötikon. Der Tischmacher Wyssling, Rain, und der Zimmermann Hans Wyssling, Im Grund, errichteten das Gerüst am Turm und teilten sich in die anfallende Flickarbeit; Schlosser Billeter reparierte die Turmuhr. Diese Gesamtenovation kostete ins-

gesamt 1196 Pfund. Die bereits erwähnte zeitgenössische Darstellung der Kirche überliefert uns diesen Bau. Man erkennt eine flache Giebelfassade, in die zwei grössere Fenster eingelassen sind, eine Rundbogentür unter der Empore und im Dachgeschoss eine kleine Luftöffnung; noch fehlt die charakteristische Abwalmung des Dachs. Sicher war die Kirche kürzer als die heutige; die Form der Chorpartie ist allerdings nicht erkennbar. Da diese Ansicht – wir haben es bereits beim Turm erwähnt – nicht verlässlich ist, möchten wir sie nicht überinterpretieren.

Eine eingreifende und bedeutende Renovation und Erneuerung der Kirche wurde, wieder aus Gründen des Platzmangels, seit den mittleren 1780er Jahren vorbereitet; doch vergrösserte man vorerst den Friedhof (1787). Dann aber wandten sich die Stäfner ganz der grossen Aufgabe zu.

Der Kirchenbau von 1788/89: die heutige Kirche entsteht

Eine Notiz in den sehr knapp geführten Stillstandsprotokollen von 1785 macht deutlich, dass die Diskussion bereits voll im Gange war. So erteilte man einem neuen Plan zur Verteilung der Plätze eine Absage, da die Neuverteilung dem Kirchenbau insgesamt nicht angepasst erschien und überdies 9000 Gulden (1 fl= 2 Pfund) kosten sollte. Der Stillstand (in heutigen Begriffen die Kirchenpflege) versuchte, den Bau möglichst billig durchzuführen. Die Behörde erteilte einem einheimischen Zimmermann den Auftrag, eine Erweiterung der Empore zu studieren und die Bestuhlung enger zusammenzurücken. Als Alternative tauchte die Idee auf, den Chor umzubauen, einen Durchbruch gegen den Turm hin vorzusehen und auf der Gegenseite einen Anbau zu errichten; auf diese Weise wäre eine Art Querschiff entstanden. Es

scheint, dass die Mehrheit der Bevölkerung nur eine bescheidene Renovation wollte, die Stäfner Obervögte diesen Wunsch aber nicht respektierten. So hatten die Herren in Zürich zu entscheiden. In einem der längsten Sätze im ganzen Protokoll schimmert die Genugtuung des Stillstandes über den für ihn positiven Entscheid der Obrigkeit vom 29. September 1787 durch. So wird berichtet: ...«kam das Kirchenbaugeschäft per modum Applicationis vor uns. Gn. HHr. etc. und ward... erkant, dass von den Herren Ober Vögten, als Richter erster Instanz übel gesprochen... mithin das Mehr der gemeind gültig erkant, und nach demselben zu bauen bewilliget.»

1788 bestimmte man eine hochkarätige *Baukommission*, und noch im gleichen Jahr konnte der Umbau praktisch abgeschlossen werden. Über die Veränderung der Bestuhlung und die «übrige in- und äusserliche Erneuerung an der Kirche» hatten die Aufsicht: Hauptmann Hans Caspar Baumann, Kehlhof, Leutnant Hans Jacob Bodmer, Ötikon, Richter Johann Pünter, Dorf, Hauptmann Hans Jacob Schulthess, Kehlhof, Geschworener Hans Heinrich Aeppli, Oberhausen, Geschworener Jacob Ryffel, Grund, und Kirchenpfleger Hans Caspar Pfenninger, Kapf. Im Gegensatz zu den Bauten von 1687 und 1760 suchte man einen verantwortlichen Baumeister, dem man das Bauvorhaben praktisch ungeschmälert im Generalakkord übergab.

Johannes Haggemüller (Haggemiller), gebürtig aus dem allgäuischen Wiggensbach bei Kempten, einer jener vielen damals in der Schweiz tätigen süddeutschen Handwerker, sorgte für den Zuzug eines ganzen Bauplatts, übernahm die Organisation der Arbeiten, lieferte Pläne, Spezialhandwerker – so auch den Stukkateurentrupp –, die Schreiner (Tischmacher) und Zimmerleute. Sein Maurerpolier Höfel überwachte die Arbeiten – Haggemüller war zur Zeit auch in Rapperswil und in Frauenfeld (1788–

1790) beschäftigt – und setzte je nach Bedarf auch einheimische Handwerker ein. Ein Teil der Leistungen wurde von den Stäfner Kirchgenossen im Frondienst übernommen. So konnte es kommen, dass ein Trunk anlässlich der Aufrichtung der neuen Dachung gegenüber dem Pfarrhaus stolze 15 fl. kostete, da «sämtliche Handwersleuth» anwesend waren.

Bau-Rechnung
 über
 Die Erneuerung der Kirche
 zu
 Stäfa ~.
 In N^o 1788 ~.

Kalligraphisch gestaltetes Titelblatt der Baurechnung von 1788 (Kirchgemeindearchiv).

Ein Blick in die sorgfältig geführte Baurechnung ergibt, dass mehr als die Hälfte der ausbezahlten Summe von über 20 000 Gulden an Haggenmüller ging, nämlich insgesamt 8776 fl; die Zimmerleute und Tischmacher erhielten über 4500 fl. Letztere sind namentlich nicht auszumachen, da sie offenbar einem von Haggenmüller gestellten Zimmer-Polier unterstanden. Dennoch finden wir einige einheimische Handwerker, so Dachdecker Wyssling, Schmied Jacob Sigrist, Schlossermeister Johann Suter, Speng-

ler Müller, Schmiedemeister Caspar Baumann und die Gebrüder Hürlimann, Glaser, welche für 410 fl. Fenster in die Kirche liefern konnten. Die Maurermeister Jacob Kunz und Johannes Suter verfertigten den Mauerdeckel der Kirchhofmauer; weitere Handwerker erledigten kleinere Arbeiten. Die Transportleistungen übernahmen teilweise die Mitglieder der Baukommission auf eigene Rechnung; doch fanden auch weitere Schiffer und Bauern Arbeit beim Kirchenbau.

Wie bereits erwähnt, war Johannes Haggenmüller verantwortlich für den gesamten Bau. Deshalb vernehmen wir den Namen des ausführenden Stukkateurs nur aus einer Trinkgeldzahlung. 40 fl. erhielten «Stoccatore Zobel & Compagnon» für ihre Arbeit beim Verlassen des Bauplatzes.

Man scheint mit Baumeister Haggenmüller zufrieden gewesen zu sein. Am 12. und 29. September 1789 erhielt er die letzten Zahlungen; damit war er aus seiner Garantiepflicht entlassen. 1792 übertrug man ihm den *Einbau des Archivraumes* im alten Chor, der späteren Sakristei. Diese Arbeiten führten allerdings ausschliesslich einheimische Handwerker aus, nämlich die Maurermeister Ott, Leemann und Schulthess, Steinmetz Pfenninger, Glaser Hürlimann, die Zimmerleute Wyssling und Dändliker, die Schreiner Peter und Mettler sowie der Schlosser Suter; Meister Matthias Nehracher lieferte das Blei.

Haggenmüllers Gesamtumbau veränderte die Kirche in ihrer äusseren Ansicht vor allem im Fassadenbereich und schuf einen Innenraum in «modernem Geschmack». Die bisher eher einfache und bescheidene Kirche erfuhr durch die aufwendigen, säulengestützten «Vorzeichen» (Vorhallen) und die kräftigen, rustizierten Türfassungen eine bedeutende Aufwertung. Dem gleichen Sinn dienten die flachen Eckpila-ster mit kräftiger Basis und die etwas unorthodox gestaltete Kapitellzone. Sie geben dem Bauwerk

nicht nur Halt und Gliederung, sondern erwecken den Eindruck einer architektonischen Gestaltung, die über die mauerermässige Formation hinausgeht.

Bestimmend wirkt vor allem die Westfassade mit ihren drei Fenstern – obwohl diese erst 1871 ihre Spitzbogenform erhalten haben – im Verein mit der Abwalmung des Daches. Gerade diese Lösung gibt der Kirche Stäfa jene ganz eigene Prägung, die anderen Kirchen fehlt. In der 1908 erbauten Kirche Wallisellen griffen Bischoff & Weideli auf diese Formel zurück.

Das bestimmende Element im *Innern* sind die den Raum zusammenfassende, sehr flache Tonne und der Stuckdekor. Als Stukkateur versuchte *Johann Martin Zobel*, ein Tiroler, die grosse, leicht gewölbte Fläche zu gliedern und zu rhythmisieren. Dabei entpuppten sich der polygonale Chorschluss, die grosse Empore und das neu hinzugefügte Westjoch als schwierige Aufgaben. Zobel versuchte, dem Raum durch Pilaster eine vertikale Verfestigung zu geben, indem er die Kirche in Schritte unterteilte, nämlich im Rhythmus 1–3–2–1 Fensterachsen. Die beiden Blindfenster am Turmuntergeschoss markieren wenigstens optisch Symmetrie, während die Gurten und die verschieden gestalteten Stuckmedaillons die Abschnitte als selbständige Elemente definieren. Es handelt sich um ein taugliches, auch sonst oft angewandtes Mittel der Gestaltung grosser Flächen, welches zeigt, dass Zobel eine gewisse Erfahrung besass. Wesentliches zum Raum tragen auch die Fensterrahmen bei, deren Stuckumrahmung in flach gehaltenen, aber elegant aufschwingenden Vasen gipfeln. Der Stuck Zobels wirkt im Zusammenhang eher dünn, das Formenrepertoire ist antikisierend, dominiert von Lorbeerkränzen und Lorbeergehängen, Rosetten und relativ flachen Gurten. Aufgrund dieses Stildbildes spricht man bei solchen Formen auch von «Zopfstil», der sich unter dem Einfluss französischer

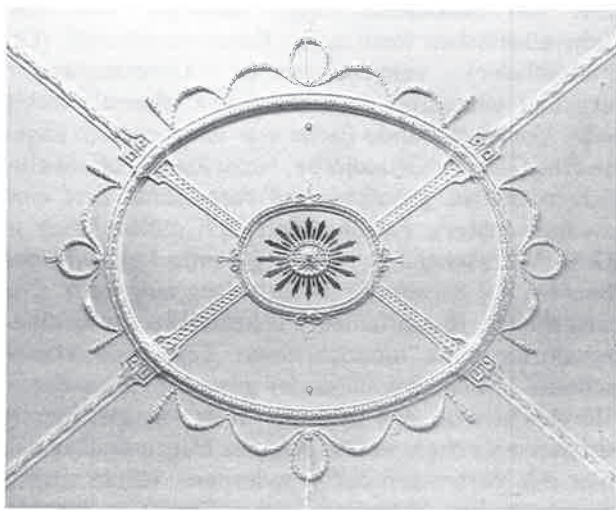


Vasenorament von Stukkateur Zobel, 1788 über den Rundbogenfenstern angebracht.

Künstler damals auch hiezulande einbürgerte. Stäfa bildet davon ein frühes, achtbares Beispiel.

Die von Stukkateur Hugo Baldinger und dem Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft (Dr. Mühlethaler) vorgenommenen Untersuchungen ergaben eindeutig, dass der Stuck ehemals farbig war. Vorherrschende Farbe war ein mehrfach abgestuftes Gelb als Grundfarbe; hinzu kamen offensichtlich in Details grünliche und rosa Töne. Erst eine zweite, spätere Fassung hielt sich mehrheitlich in Grau. Wahrscheinlich war das gesamte Farbklima des Raumes auf diesem Grau-Gelbklang aufgebaut. Das ausgehende 18. Jahrhundert liebte diese wenig differenzierten, fast monochromen Töne und verabscheute knallig gegeneinander gesetzte Farbakzente. Vergleicht man den Stuck in Stäfa mit gleichzeitig erbauten Kirchen, so fällt auf, dass Haggenmüller sich hier mit Vertretern der «modernen» Schule zusammengetan hat. Während Lucius Gambs in Knonau (1769), die Brüder Moosbrugger in Horgen (1782) und Wald (1785) oder der unbekannte Stukkateur in Meilen (1786) noch ganz dem Rokokogeschmack

verpflichtet waren, hat Zobel in Stäfa jenen Schritt zum Klassizismus bereits vollzogen, der im Profanbau in besonders eindrücklicher Weise in denselben Jahren in der Stuckausstattung des Rathauses von Winterthur durch Lorenz Schmid erfolgte. Es wäre verlockend, zu behaupten, Zobel sei aus jenem Kreis hervorgegangen; dies dürfte aber kaum zutreffen. Mit seinem Namen sind vorläufig nur zwei Stuckdekorationen zu verbinden: diejenige von Bollingen SG (1776), die zerstört ist; die andere in Ruswil LU erfolgte 1785 und 1789 in zwei Etappen. Wir vermuten, dass der in Ruswil genannte Martin Zobel der Vater unseres Johann Martin gewesen ist. Man traut einem Künstler den grossen Schritt zwischen der Rokokoausstattung in Ruswil und dem «Zopf» in Stäfa doch nicht ganz zu, gerade wenn man bedenkt, dass die Stäfner Arbeit noch dazwischen liegt. Zobel



Ausschnitt aus dem Stuckdekor von Johann Martin Zobel, geschaffen 1788 im damals modernen Stil des Louis XVI., im deutschen Sprachraum «Zopfstil» genannt, eine Frühform des Klassizismus.

arbeitete nicht allein. Erwähnt wird ein «Compagnon» und überdies ein Gipser «Meister Michel» mit unbekanntem Vornamen, der ein Trinkgeld für «fleissige Arbeit» bezog. Es kann durchaus sein, dass Johann Martin Zobel in Stäfa die erste selbständige Arbeit durchgeführt hat, da in Ruswil Martin Zobel und Sohn erwähnt sind, der junge Meister also in der Werkstatt seines Vaters gelernt hat.

Nicht namentlich fassbar sind die Schöpfer der form-schönen Kanzel und des reichen Taufsteins. Die oft geäusserte Meinung, die Holzarbeit oder gar die Steinmetzarbeit stammten auch von Zobel, müssen wir ausschliessen. Auch die ausgebildeten Handwerker eines Bautrupps im «Ausland» unterstanden den Bestimmungen der hiesigen Zünfte. Diese schlossen die Arbeit eines Stukkateurs im Fach des Tischmachers oder des Steinmetzen aus. Wir vermuten, dass der Tischmachermeister *Hans Ulrich Peter* die Kanzel geschaffen hat, da er mehrfach Zahlungen entgegennahm und letztmals am 10. Oktober 1789 eine Art Schlussabrechnung quittierte. Damit hat er sich als wichtigster Mann dieser Arbeitergruppe ausgewiesen. Hingegen ist keiner der Steinmetze und Steinhauer namentlich aufgeführt.

Interessanterweise wurden praktisch alle gehauenen Werkstücke herantransportiert, so etwa die Vordächersäulen oder der Taufstein. Man bezahlte nämlich «2 fl 2 Sch. für Fuhrmann, Steinhauer und Arbeiter, so den neuen Tauffstein zugeführt und aufgesetzt», und liess gleichzeitig dem Bildhauer 7 fl 20 Sch. Trinkgeld zugehen. Das Geheimnis, welcher Bildhauer dieses Geld erhielt, wäre also noch zu lüften. Gesamthaft hatte Haggenmüllers Bautrupp, bestehend aus Allgäuern und Tirolern (wahrscheinlich Lechtalern), einen Raum gestaltet, der den Stil der Zeit erkennbar vertritt. Die Stäfner durften mit dieser handwerklich korrekten Arbeit durchaus zufrieden sein.



1788 gestaltete ein unbekannter Steinmetz den Taufstein, der anlässlich der Kirchenrenovation 1988 wieder im Chor aufgestellt wurde.



Die Kanzel verfertigte 1788 ein unbekannter Tischmacher (Schreiner). Die Verarbeitung der Nussbaumfurniere und des dekorativen Schnitzwerkes (Zopfgirlanden) zeugt von einem tüchtigen Handwerker.

Die Art der *Bauorganisation*, die Durchführung der Bauarbeiten und nicht zuletzt die Verpflichtung eines wohleingestellten Bautrupps zeigen gegenüber früheren Bauarbeiten Veränderungen an, die doch charakteristisch sind und einen Einblick in den Baubetrieb der Epoche ermöglichen. Eine kurze Abschweifung sei deshalb eingeschoben.

Die Dorfgossen bauen eine Kirche

Ein Kirchenbau bildete in einer Dorfgemeinschaft von der Grösse Stäfas ein Jahrhundertereignis. In

seinen Anforderungen und Auswirkungen beanspruchte ein solches Vorhaben die ganze Kraft einer Gemeinde. Dabei geht es nicht nur um den gewaltigen Finanzbedarf – die Summe von 20 000 Gulden entsprach etwa 100 durchschnittlichen Jahresverdiensten eines Maurers –, sondern auch um den Einsatz einheimischer Arbeitskräfte. Zur Kostensenkung waren Frondienstleistungen notwendig, die aber in Einzelfällen bereits zu Hunger in der Familie führen konnten. Andererseits brachte ein Kirchenbau Verdienst für Handwerker und auch Tagelöhner, die sich tageweise einen kleinen Zuspuf verdienen konnten: Fuhren waren durchzuführen, die Steine zu brechen, das Holz zu schlagen usw.

Bauen war im Gegensatz zu heute, wo die Baustellen oft recht verwaist aussehen oder einige grosse Maschinen die Arbeit leisten, im 17./18. Jahrhundert ein arbeitsintensiver Vorgang. Auf den Baustellen wimmelte es von Menschen, denn die baufreundliche Zeit musste genutzt werden. Die fremden Bautrups erschienen meist im April auf den Bauplätzen und verschwanden Ende Oktober wieder in ihre Heimat. So dauerte die Arbeit täglich zwischen 12 und 14 Stunden; die Pausenlänge, die Art der Verpflegung und die Beschaffung der Werkzeuge waren genau vorgeschrieben.

Das Bauen bedeutete im 18. Jahrhundert in erster Linie Handarbeit. Die technischen Geräte, die zur Verfügung standen, waren bescheiden und beschränkten sich auf einen primitiven Kran oder Flaschenzug. Ein Kran musste vom einheimischen Schmied regelmässig repariert werden. Da für die Fronarbeiten und für das Zuführen der Materialien Werkzeug und Transportgeräte notwendig waren, die man in dieser Menge im Dorf nicht auftreiben konnte, wurden diese speziell geschaffen. Die Einheimischen lieferten dazu ihre eigenen Werkzeuge. Das macht verständlich, wieso in der Rechnung häufig für

Reparaturen von zerbrochenen Schaufeln und Pickeln kleinere Beträge zu finden sind.

Die Baurechnung überliefert auch für die technische Seite des Bauens interessante Angaben. Die Beschaffung der Steine und die Gerüstungen lassen sich genau verfolgen. Im Inneren arbeitete man offensichtlich mit einem Hängegerüst, erhielt doch Dachdecker Pfenninger für «27 Zapfen oder Röhren in das Kirchengewölb, zum Herablassen der Gerüst-Seiler» einen Geldbetrag; am 16. Juni 1788 lieferte Tischmacher Suter im Kapf «zwölf Burdinen Stroh zum Pflaster Wurff am Kirchengewölb». Einzelne Stuckteile wurden mit Eisendrähten befestigt; um den Besenwurf der Fassaden haltbarer zu machen, mischte man 18½ Viertel Feilspäne oder Hammer Schlag bei, die man bei Nagler Baumann angekauft hatte. Dass sich die Stäfner gleichzeitig informierten, wie in der Umgebung gebaut worden war, belegt die Ausgabe von 20 Schilling für einen «Zimmermeister per Gang auf Wedenschweil, die Bestuhlung in dortiger Kirche zu beaugenscheinigen». Derselbe Eintrag deutet darauf hin, dass man die fremden Zimmerleute nicht mit Namen kannte, schreibt doch der Rechnungsführer, er habe dem «N. Funder bey Einliefern des Risses vom Treppengeländer» 12 Schilling bezahlt, wobei «N.» für den unbekanntem Vornamen steht.

Mit Staunen nehmen wir heute zur Kenntnis, mit welcher Sorgfalt die Menschen im 18. Jahrhundert mit dem Material umgingen. Alles, was nur den Anschein von Verwertbarkeit machte, gelangte zum Verkauf. So erstanden die Dorfgenossen unter anderem die Treppe zur alten Kanzel und mehrere Türen und Türgerichte des alten Baues; sie erwarben auch die alten Säulen unter der Empore, Bretter, Balken usw. Jeder einzelne erlebte im Alltag, welche Mühe die Herstellung solcher Werkstücke verursachte; daher besaßen die Leute noch ein reales Verhältnis

zum Gegenstand. Diese Achtung ist leider weitgehend verlorengegangen. Heutzutage scheint es nur noch zwei Kategorien zu geben: alten Plunder oder Antiquitäten!

Die *Organisation des Baubetriebs* konnte, wie wir gesehen haben, von Fall zu Fall verschieden angepackt werden. 1658, 1688 und 1760 organisierte man die Arbeit im Taglohn oder aber per Klafter Mauerwerk. Das Risiko lag beim Taglohn eher auf seiten der vergebenden Behörde, konnte doch der Handwerker den Umfang seiner Arbeit leicht etwas dehnen. Im zweiten Fall ging eher der Handwerker ein Wagnis ein, denn wenn er auf schwierige Bedingungen stiess, musste er beim offerierten Preis bleiben. Allerdings – das zeigen die vierzig Arbeitstage Überzeit bei der Bemalung der Uhrentafeln – liessen die Stäfner bei ausgewiesener Mehrarbeit mit sich reden. Diese Form der Arbeitsvergebung eignete sich vor allem für kleinere Bauunternehmungen, Reparaturen und Flickarbeiten; überhaupt ist festzustellen, dass immer einige einheimische Handwerker durchs Jahr hindurch kleinere Arbeiten ausführten.

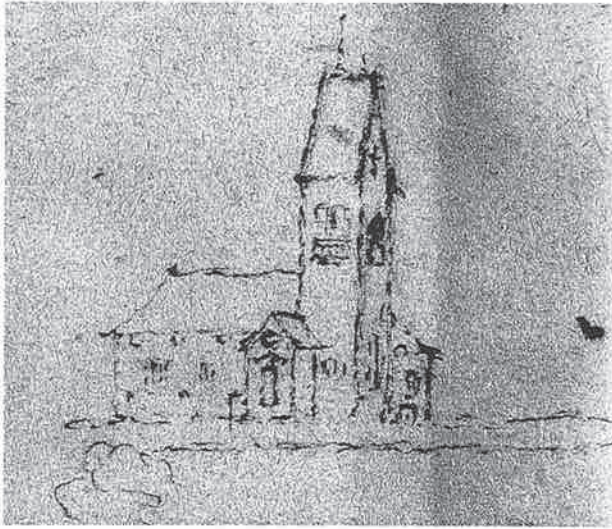
Ganz anders gestaltete sich die Bauorganisation beim Vorhaben von 1788. Die Vergebung der gesamten Arbeiten an einen verantwortlichen Baumeister, mit dem man eine fixe Akkordsumme vereinbart hatte, entspricht ungefähr den heutigen Arbeitsvergebungen im *Generalakkord*. Das Risiko lag praktisch ausschliesslich beim Unternehmer. Es ist daher nicht verwunderlich, dass dieser nur mit einem festen Stamm eigener Handwerker, Arbeitsleuten und Hilfskräften antreten wollte, die als eingespieltes Team arbeiteten. Einzig diese Methode garantierte ihm einen Gewinn. Andererseits hatte die Gemeinde so die Gewissheit, dass die Arbeiten innert kürzester möglicher Frist vollendet wurden, denn jeder frühere Abschluss schlug sich auf das Konto des Baumeisters nieder. Die *Finanzierung* eines Bauvorhabens

dieser Grösse erfolgte über Geldaufnahme bei Privatpersonen in der Stadt oder im Dorf selbst. Obwohl auch 1788 eine Restschuld vorlag, die bis 1812 langsam abgetragen werden konnte, handelte es sich um eine recht geringe Summe. Die Hauptschuldenlast tilgte man mit dem *Verkauf der Kirchenstühle* an die Mitglieder der Kirchgemeinde. Auf diese Weise konnten von den über 20 000 fl Schulden bereits 1789 deren 17 500 fl zurückbezahlt werden. Dieses Ergebnis spricht für eine relativ wohlhabende Bevölkerung, denn das Mittel der Kosten für einen Stuhl lag bei rund 20 fl. Die Sitte, die Kirchenstühle zu verkaufen, hatte sich nach der Reformation rasch eingebürgert, und das Eigentum am «Stuhl» blieb in einzelnen Kirchen bis ins 20. Jahrhundert bestehen. Bei jeder Veränderung der Bestuhlung bestand aber die Gefahr, dass ein Gleichgewicht von Repräsentation und Prestige zerbrach; kaum ein Thema des Kirchenwesens erregte die Gemüter in den Gemeinden so heftig. Kirchenstuhlstreite waren an der Tagesordnung und führten sogar zu einem eigenen Kirchenstuhlrecht!

Es ist leicht zu verstehen, dass ein derartiges Bauunternehmen administrativ und politisch gut vorbereitet werden musste. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn wir in der Baukommission die führenden Männer aus den verschiedenen Dorfschaften finden. Ihnen verdanken wir wohl auch die *Baumeisterwahl*. Dass man in Stäfa einen Baumeister aus dem nicht allzu fernen (katholischen!) Rapperswil auswählte, kann nicht überraschen. Auch andere grössere Bauunternehmen – wir erwähnen nur die Kirchen in Horgen und Wädenswil – wurden auswärtigen Baumeistern und Bautrupps übergeben; der Rheintaler Haltiner und der Appenzeller Grubenmann waren auch nicht in Zürich zünftig. Normalerweise versuchten die städtischen Handwerker jedoch, auch bei Bauvorhaben auf der Landschaft zumindest die ko-

stenintensivsten Arbeiten für sich zu beanspruchen. Bei einem Kirchenbau in der Art Stäfas waren aber nicht Einzelleistungen gefragt, sondern das Kollektiv. Die Berufung eines Baumeisters mit einem von diesem zusammengestellten Arbeitstrupp entband den Stadtstaat Zürich von der Verpflichtung, einen teuren Bauhandwerkertrupp zu unterhalten. Bei Gelegenheit konnte man die manchmal gegeneinander konkurrenzierenden Baumeister mit ihren Leuten einsetzen. Nach vollendeter Arbeit zogen sie wieder ab. Sie brachten ihre Infrastruktur selber mit und waren meist erst noch kostengünstiger als Bauleute, die nicht auf «Abruf» eingesetzt werden konnten.

Wir dürfen heute mit guten Gründen vermuten, dass Baumeister Haggenmüller der Stäfner Baukommission von den städtischen Behörden empfohlen wurde, deren Vertrauen er offensichtlich besass. Seit 1782 arbeitete der Allgäuer Baumeister nämlich im Auftrag der Stadt an zwei grossen Bauvorhaben in Zürich. Er diente als Bauführer sowohl beim Umbau des Rathauses in den Jahren 1783–1784 wie auch 1782–1786 beim Aufbau der beiden Grossmünsterhelme zur heutigen Form. Daneben wurde er auch für weitere Reparaturarbeiten beigezogen; so besuchte er 1785 zusammen mit dem städtischen Werkmeister Hans Conrad Stadler (1752–1819) das Kornhaus in Stäfa und die Steinbrüche in Bäch und am Buchberg, und bereits 1782 hatte man ihm «zum Aufsuchen von Gesellen» Reisespesen aus der Staatskasse überweisen lassen. Einen Mann dieses Vertrauens durfte man den bauwilligen Untertanen in Stäfa ruhig empfehlen, vor allem auch darum, weil Haggenmüller einen bereits bewährten Bautrupps einsetzen konnte.

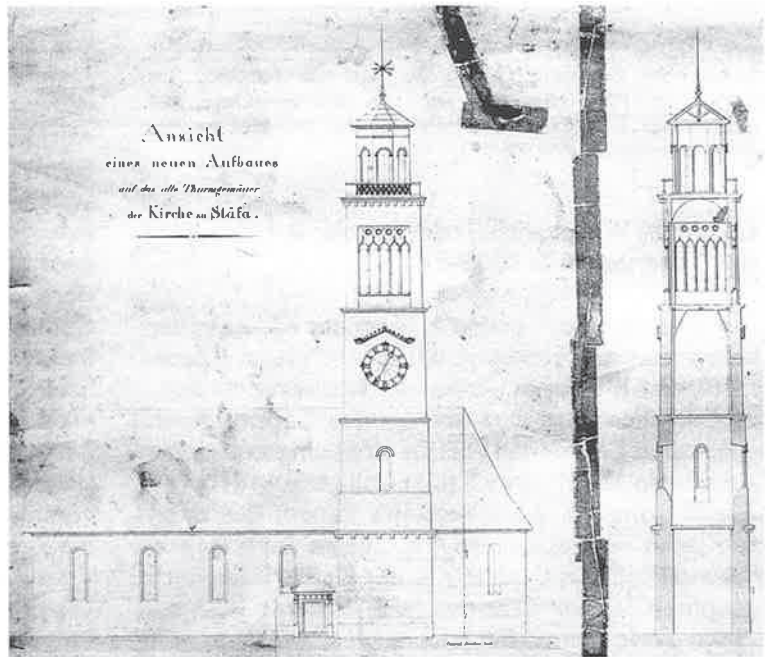
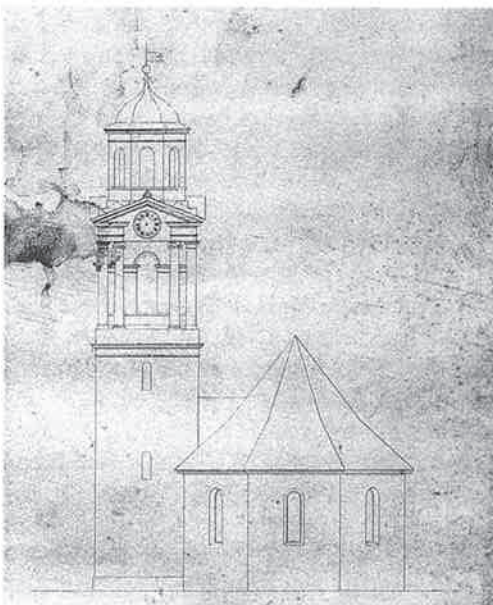
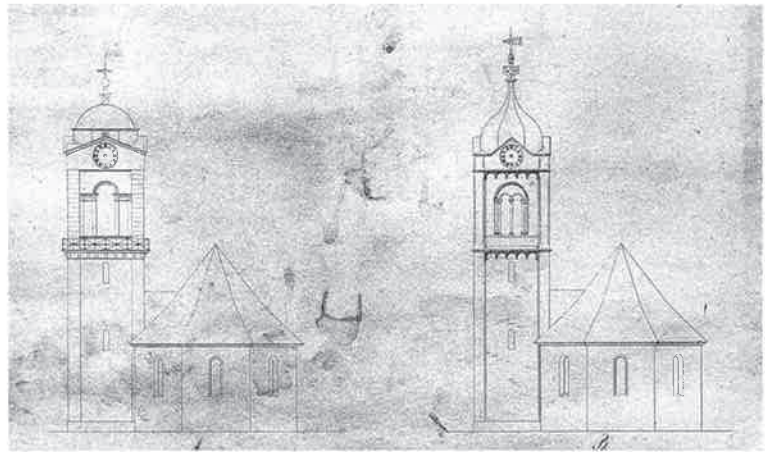
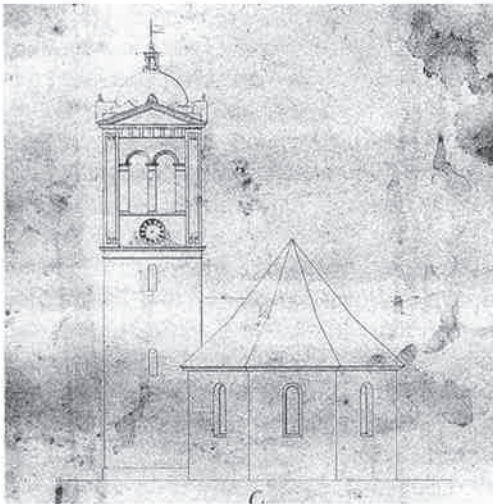


Skizzenhafte Zeichnung der Kirche Stäfa von Friedrich von Dürler, um 1825. Hier wird noch ein seitlicher Queranbau gezeigt, der als Beinhaus oder alte Sakristei gedeutet werden kann (Zentralbibliothek Zürich).

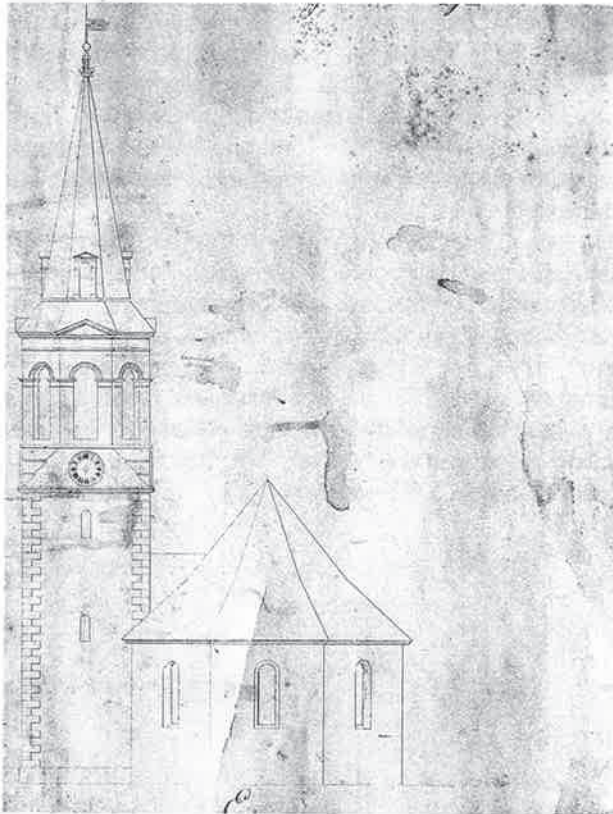
Das neue Wahrzeichen der Kirche – der Turmbau von 1835–1837

Der alte romanisch-gotische Turm mit Käsbiß, der knapp über die Firsthöhe des Kirchendachs hinausragte, war 1788 beim Umbau der Kirche nicht verändert worden. Man ergänzte das alte Geläute durch eine vierte Glocke und liess die alten umgiessen, eine Arbeit, die 1798 Heinrich (III) Füssli (1750–1811) von Zürich vornahm. Zusammen mit seinem Giessmeister Jacob Wetzel, der die Montage im Turm leitete, lieferte Füssli das Geläute mit der für die freiheitlich gesinnten Stäfner bezeichnenden Inschrift «Gegossen in Zürich im ersten Jahr der einen und untheilbaren Helvetischen Republik anno 1798». Erst eine Generation später, nachdem sich die politischen Ver-

hältnisse grundlegend verändert hatten, wurde die Frage eines neuen Turms aktuell. Die Kirchenpflege forderte im Frühling 1835 von zwei fachkundigen Baumeistern, nämlich Staatsbauinspektor Hans Caspar Stadler (1786–1867) und Johannes Volkart (1783–1853), eine Untersuchung der Standfestigkeit des romanischen Bauteils. Das Gutachten vom 5. Mai 1835 überliefert uns – zusammen mit einer Bauaufnahme Stadlers – die Form des alten Turms. Dieser besass vorspringende Bossenquader und Strebeböfeler. Auch erkannten Stadler und Volkart, dass der Turm früher Chor einer kleinen Kirche gewesen sein dürfte. Im August reichte Stadler eine Serie von sieben *Entwürfen* ein, darunter solche seines Bruders (Hans) Conrad Stadler (1788–1846), des jungen Architekten Leonhard Zeugheer (1812–1866) und von sich selber. Die zu Beginn des Jahres 1836 gewählte Baukommission konnte sich mit den Projekten wenig befreunden, obwohl man einen Entwurf mit Pyramidenhelm, der von Zeugheer stammte, zur Realisierung ausgewählt hatte. Bauinspektor Stadler half der Kommission aus der Verlegenheit, indem er ein ähnliches Projekt seines Sohnes Ferdinand (1813–1870) in Vorschlag brachte. Die kolorierte Zeichnung «fand den ungetheilten Beyfall der Comißion», und man eröffnete eine Konkurrenz unter vier Baumeistern. Neben Staatsbauinspektor Stadler reichten Baumeister Staub von Horgen, Baumeister Staub von Wollishofen und die einheimische Arbeitsgemeinschaft Gebrüder Lätsch, Maurer, und Jacob Dändliker, Zimmermeister, je einen Kostenvoranschlag ein. Nach längerem Hin und Her fasste die Kommission am 20. Mai 1836 den Beschluss, den Turm «nach der Zeichnung des Hrn. Stadler durch Letsch u. Dendliker ausführen» zu lassen. Die Bauleitung lag in den Händen von Ferdinand Stadler; weitere Arbeiten führte Kupferschmied Ryffel aus, der nach eigener Zeichnung Turmfahne und Knopf ver-

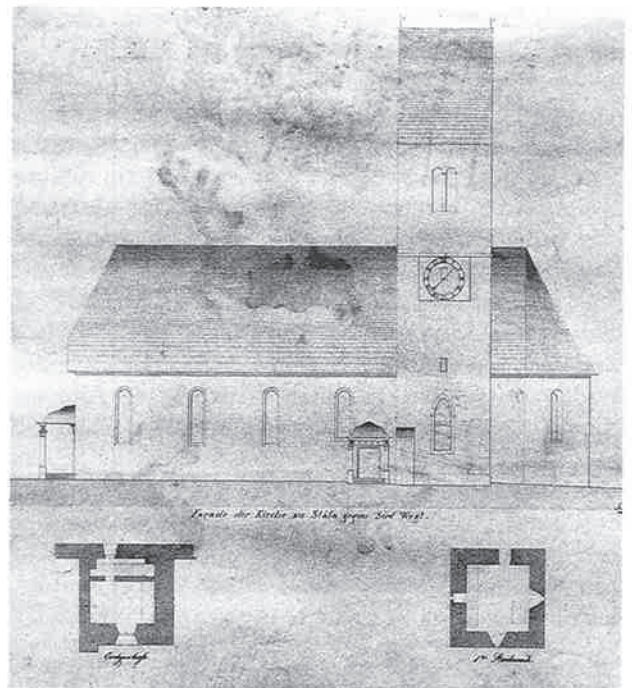


Varianten für die Gestaltung des Kirchturms, gezeichnet 1835 von Leonhard Zeugheer und Hans Conrad Stadler (unten rechts). Die Kirchturmbau-Kommission erachtete alle diese Projekte als zu aufwendig (Kirchgemeindearchiv).



Projekt für den Turmbau, gezeichnet 1835 von Leonhard Zeugheer. Obwohl man auch diesen Entwurf als zu aufwendig beurteilte, wurde er zuerst zur Ausführung bestimmt. Er diente schliesslich Ferdinand Stadler für sein Projekt (Kirchgemeindearchiv).

fertigen durfte. Das Kupferblech bezog man von der Firma Lasall, Meyer & Co., Luzern. Gegen starke Konkurrenz hatte sich der Bussenhauser (Gemeinde Pfäffikon) Uhrenmacher Hans Jacob Schneider den Auftrag für die neue Uhr gesichert; er musste aber noch 1840 ermahnt werden, das nicht richtig laufende Werk endlich zu reparieren. Als am 11. Juli



Architektonische Bestandesaufnahme der Kirche von Staatsbauinspektor Hans Caspar Stadler, 1835. Diese Zeichnung diente zusammen mit anderen als Grundlage der Turmplanung und lag dem Gutachten Stadler/Volkart bei (Kirchgemeindearchiv).

1840 die Baukommission zum letztenmal zusammentrat, war auch die Lieferung des *neuen Geläutes* zur Zufriedenheit aller abgeschlossen. Der Konstanzer Glockengiesser Carl Rosenlächer hatte es für über 4300 Gulden gegossen. Insgesamt hatte der Turmaufbau mit 27 855 Gulden mehr gekostet als der Kirchenumbau fünfzig Jahre früher.

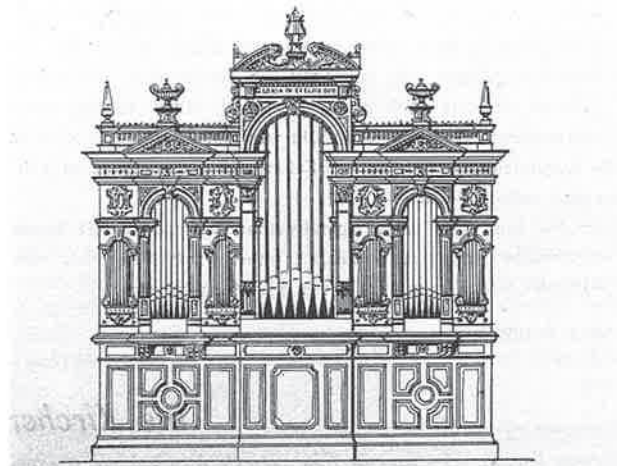
Der *Kirchturmbau* ist mehr als nur eine Episode in der langen Baugeschichte der Kirche. Das Bauvorhaben wurde sorgfältig vorbereitet und durchgeführt. Allein von Leonhard Zeugheer liegen fünf klar unterscheidbare Varianten für einen Turmhelm vor, die der Architekt direkt im Auftrag des Stäfner (Alt-) Regierungsrates Heinrich Brändlin (1777–1848) erarbeitet hatte. Das von Conrad Stadler eingereichte Projekt fällt durch die pyramidale Form des Turmschaftes auf, noch mehr aber durch das fünfteilige gotische Spitzbogenfenster im Glockengeschoss, ein frühes Zeichen der beginnenden Neugotik. Gegenüber all diesen Entwürfen wirkt Ferdinand Stadlers Turm nüchtern und zurückhaltend. Das Projekt ist die Reaktion auf den immer wiederholten Vorwurf, die anderen Projekte seien zu aufwendig. Stadler kombinierte in seinem Entwurf zwei Alternativen Zeugheers und schuf auf diese Weise ein gefälliges Werk. Der Staatsbauinspektor hatte seinem hoffnungsvollen Sohn den Weg für die erste Realisation eines Planes geebnet, und der knapp 24-jährige konnte sich in der Bauführung erproben (vgl. Beitrag von Andreas Pflegard und Hans Martin Gubler, S. 39–42).

Weitere Reparaturen im 19. und 20. Jahrhundert

Je näher wir der Gegenwart kommen, in desto kürzeren Abständen wiederholten sich Reparaturarbeiten, Sanierungen, Umgestaltungen sowie Klein- und Hauptrenovationen. Meist wurden bei den Renovationen die Errungenschaften der früheren als Fehlgriff bezeichnet, und man versuchte mit Eifer, diese wieder zu korrigieren. Vielfach sind die Arbeiten zwar in bester Absicht vorgenommen worden, die Materialien aber hielten den Anforderungen

nicht stand. Besonders im 19. Jahrhundert, als immer wieder neue Baustoffe auftauchten, schuf man sich durch deren unerprobte Anwendung häufig Probleme. Bevor wir uns einen knappen Überblick über die Bauarbeiten zwischen 1840 und 1974 verschaffen, seien die wichtigsten Veränderungen des Bauwerkes hervorgehoben.

Nachdem man bereits in den 1860iger Jahren mit dem Dachwerk Probleme erhalten hatte, wurden 1870 unter der Empore vier Stützen eingebaut, um den Seitenschub auf die Längswände zu verringern; die Form der Träger passte man stilistisch der Empore von 1788 an. Im Anschluss daran (1871) erneuerte der vielbeschäftigte Glasmaler *Johann Jakob Röttinger* die Fenster (vgl. Beitrag von Christoph Mörgeli, S. 43–49).



Orgelprojekt für Stäfa.

Projektzeichnung für die Orgel, 1892 eingereicht von der Firma Theodor Kuhn, Männedorf. Der reich geformte Renaissance-Prospekt wurde in der Ausführung nur in Details verändert (Kirchgemeindearchiv).

Von grosser Bedeutung für den Kirchenraum wurde die 1892 durch die Firma Kuhn, Männedorf, aufgestellte Orgel im Chorbereich. Zwar trug man den kräftigen Neurenaissance-Prospekt 1958 wieder ab,

aber die Orgel behielt ihren früheren Platz. Ein sekundäres, dem Gottesdienst dienendes, rein zweckmässig gestaltetes «Gerät» dominiert auf diese Weise den Raum und macht sich sperrig im Chorbereich breit. Als sich der *Dachstuhl* zu bewegen begann, suchte man Rat bei Stadtbaumeister Geiser, Zürich, und Baumeister Wachter-Germann, Winterthur. Auf deren Empfehlung hin wurden 1897 sichernde Binder und Eisenstangen eingebaut. Die Arbeiten der 1922 und 1926 unter Leitung von Architekt Albert Koella vorgenommenen *Innen- und Aussenrenovationen* sind unten näher beschrieben. Als letzte grössere Arbeit vor der Renovation von 1986/88 sei die *Turmrenovation* von 1974 unter der Leitung von Architekt Markus Dieterle, Gossau, erwähnt, welche sich auf die Partien des Stadlerschen Turmaufbaus beschränkte. Eine listenartige Erfassung der vorgenommenen Arbeiten gemäss einer Aufstellung von Thomas Freivogel (1985) ergibt folgendes Bild:

1852, 1856 Kleine Reparaturen an Helm, Chor, Boden

1857 Friedhofvergrösserung; Bau der Leichenhalle

1867 Verstärkung des Dachstuhls durch Schmied Honegger und Zimmermann Schätti; Reparatur am Geläute

1870–71 Einbau von Emporenstützen; Einbau von Kirchenfenstern durch Röttinger, Zürich

1879 Innenrenovation: Anstrich in einem weissgrauen Farbton (Leimfarbe, Steinfarbe)

1882 Aussenrenovation: Anstrich in Grauton, die Fenster grün nach Ersatz des schadhafte Besenwurfes; Ersatz einiger Türbänke und Sockel sowie Einbau von Fensterbrüstungen durch Steinmetz Albert Kölla, Maurer Oetiker und Maler Kuhn

Orgel-Einweihung
in der
Kirche zu Stäfa

Sonntag den 18. Dez. 1892
Morgens 9 Uhr und Nachmittags 2 Uhr,
unter freundlicher Mitwirkung der HH. Exzellenz
Musikdirektor **Lutz**, Organist aus Zürich,
Musikdirektor **Fischer**, Organist aus Winterthur,
sowie der
Fräulein **L. T.**, Stäfa,
bei Betheiligung hiesiger Vereine:
Musikverein „Eintracht“
(verstärkt durch das Instrumentalorchester des Sängervereins in Zürich
und das Streichquartett Meilen-Verikon),
Männerchor Stäfa, Töchterchöre Stäfa und Verikon,
Gem. Chor Uelikon.

Öffnen der Kirchthüren
1/4 Stunde vor Beginn des Einläutens.
(Dauer des Geläutes 20 Min.)

Eintritt frei.

Dagegen werden am Schluss *freiwillige Gaben zur Aeffnung
des Orgelfondes* (event. auch solche mit besonderer Bestimmung) mit
bestem Dank entgegengenommen.

Kirche geheizt.

Zu zahlreicher Betheiligung an diesem schönen und würdigen Gemeinde-
feste ladet freundlichst ein

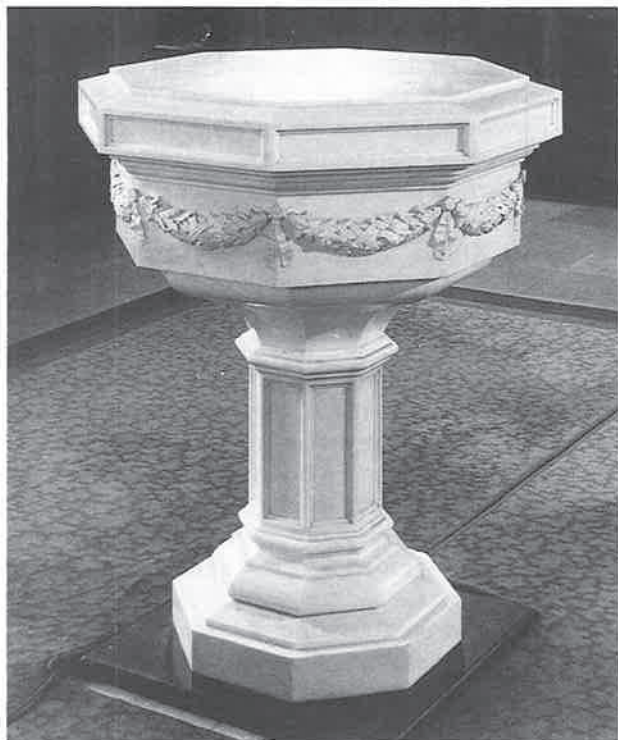
Die Kirchenpflege.

Abends 6 Uhr Bankett im Gasthof z. „Rössli“.
Preis der Bankettkarte Fr. 2.— (incl. Wein). — Anmeldungen
bis Freitag Abend bei Hrn. Rieser z. „Rössli“.

Gemüthliche Unterhaltung durch Musik und Gesang.
Zum Besuch der Vormittagsfeier sind keine Programme vorzuweisen.

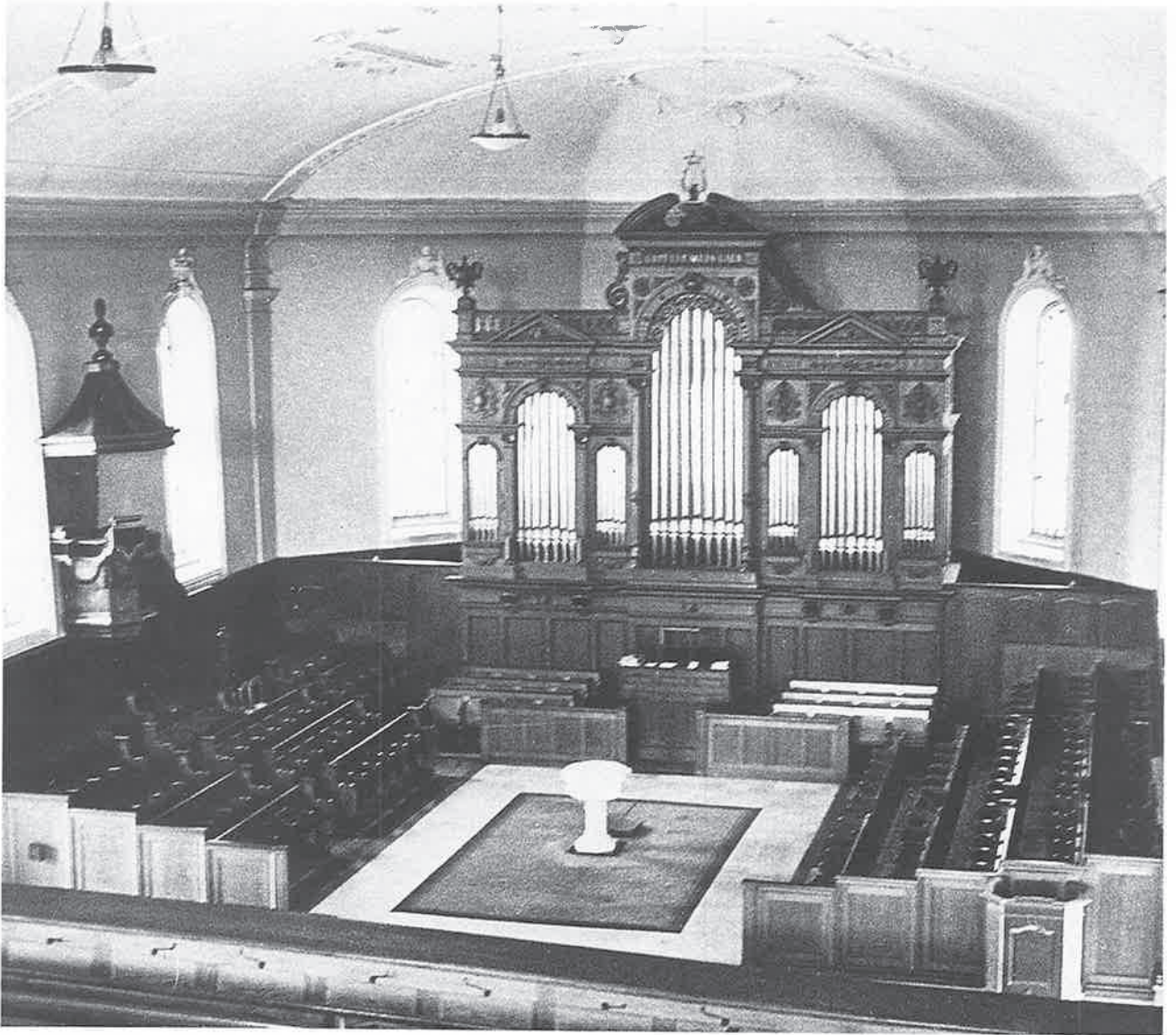
Einladung zur Orgelweihe vom 18. Dezember 1892 (Kirchgemeindearchiv).

- 1884 Erweiterung des Friedhofs
 1889 Neues Uhrwerk der Uhrenfabrik Mäder, Andelfingen
 1891–92 Einbau einer Luftheizung durch die Firma Boller-Wolf, Zürich; Einbau der Orgel durch Kuhn, Männedorf, mit grossem Neurenaissance-Prospekt und 34 klingenden Registern
 1897 Sanierung der Dachkonstruktion nach Gutachten von Stadtbaumeister Arnold Geiser, Zürich, und Baumeister Wach-

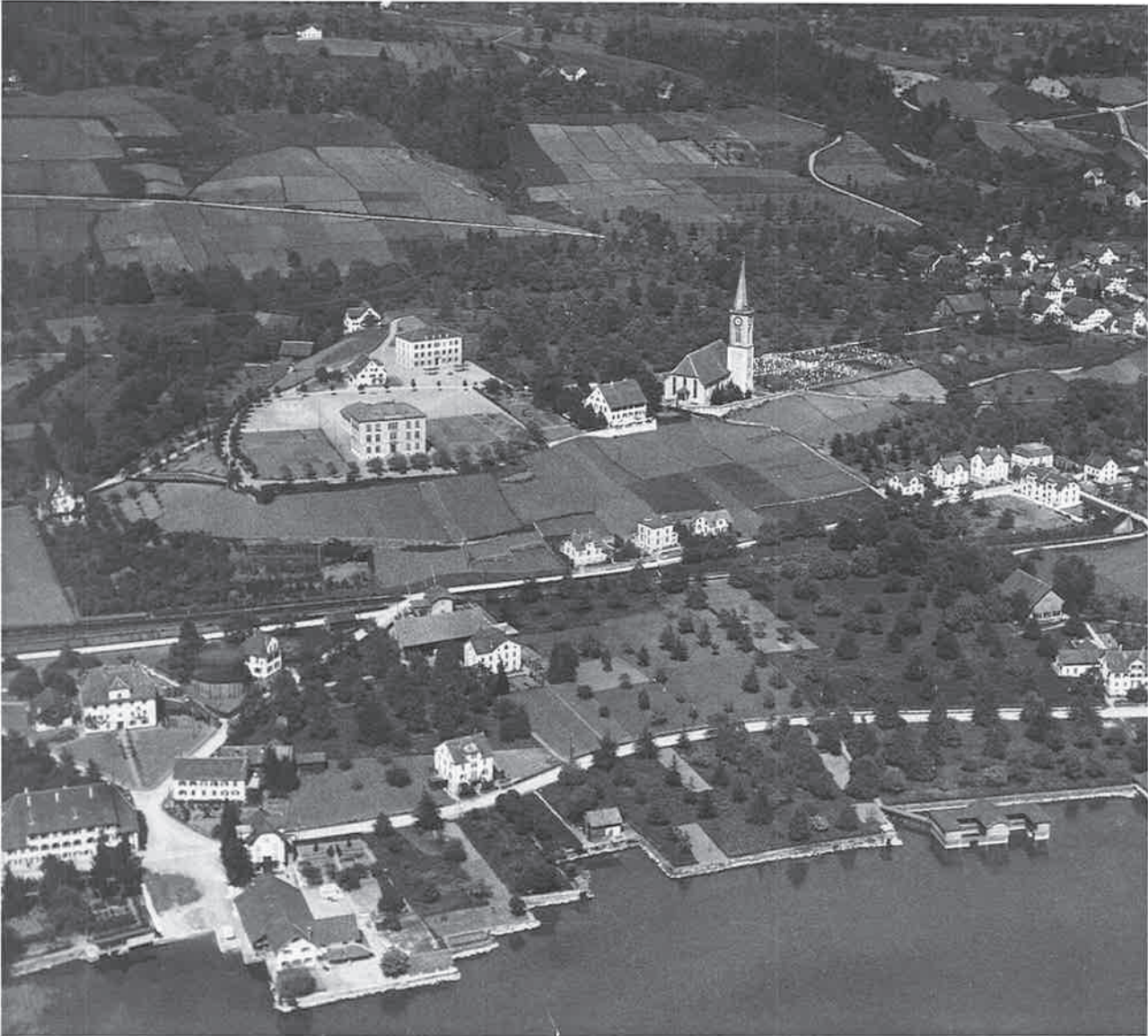


Der 1910 von Bildhauer Albert Schuppisser gestaltete Marmortaufstein stand bis 1987 im Chor der Kirche.

- ter-Germann, Winterthur, durch Jacob Dändliker; Eisenkonstruktionen von Schröder, Brugg; beteiligt: Steinmetz Albert Kölla, Zimmermann Jacob Naef
 1898 Innenrenovation; Neuanstrich; Renovation des «Kirchenhimmels» durch Maler J. Kuhn
 1908 Elektrifizierung der Kirche und der Orgel
 1910 Ersatz des Taufsteines von 1788 durch ein Werk des Bildhauers Albert Schuppisser, Zürich
 1911 Erweiterung der Orgel
 1915 Einbau eines elektrischen Läutwerkes durch die Firma Rauschenbach AG, Schaffhausen
 1922 Umfangreiche Innenrenovation unter Leitung von Architekt Albert Koella, Wädenswil; eine Umgestaltung des Chores nach den Vorstellungen von Kantonsbaumeister Hermann Fietz – Einbau eines Unterrichtszimmers – kam nicht zur Durchführung; Umgestaltung der Bestuhlung und Reduktion der Plätze von 780 auf 580
 (Gemäss Baukommission sind die Frauenplätze zu unterteilen, «da die Frauen nicht in der Lage sind, abzuschätzen, ob eine Bank schon besetzt ist oder nicht, und infolge dessen in der Regel da noch absitzen, wo normalerweise kein Platz mehr vorhanden wäre»)
 Ausführung der Innenrenovation hauptsächlich durch einheimische Firmen und Handwerker, so H. Portenier, B. Lauchener und J. Leemann; E. Dändliker, H. Hürlimann & Söhne, M. Baeten, A. Linsi, A. Keller, K. Kägi (alle Schreiner, für

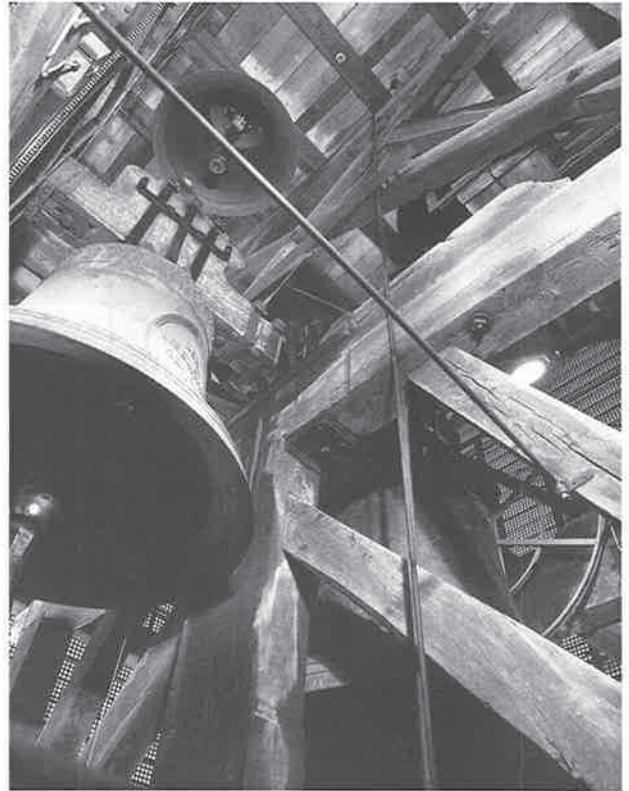


Ansicht des Chors mit dem Marmortaufstein, Photographie nach 1910. Vorne rechts ist die Kinderlehrkanzel sichtbar, dahinter die alten «Krebsstühle» der Chorbestuhlung.



Stäfa mit Kirche und Pfarrhaus, Flugaufnahme um 1923 (Kunstdenkmälerinventarisierung des Kantons Zürich).

- Täfer und Bestuhlung); Beleuchtung durch Broncewarenfabrik Turgi; Malerarbeiten durch Gebr. Homberger, A. Röschlin, P. Rüd, H. Baur, J. Kuhn; Umbau der Orgel durch Kuhn, Männedorf
- 1926 Aussenrenovation unter Leitung von Albert Koella, ausgeführt hauptsächlich durch H. Portenier, Baumeister, Stäfa, und Steinhauer R. Hauser; Dachdeckerarbeiten von Karrer, Wetzikon; das Farbklima blieb wie bisher meist in Grautönen (Steinfarbe, Perlgrau), was stilistisch der Bauzeit von 1788 entsprach
- 1931–52 Kleine Anpassungen wie Revision und Erweiterung der Orgel (1931); Erneuerung des elektrischen Läutwerkes, Einbau von Doppelverglasungen (1939); Reparaturen am Turm, neues Täfer im Langhaus (1945); Revision der Turmuhr, Erneuerung der Elektroinstallationen und Einbau einer neuen Türe (1952)
- 1957 Neubau der Toilettenanlage nordwestlich der Kirche
- 1958–59 Innenrenovation unter Leitung von Albert Koella; Kunststoffverputz (!), Farb-anpassungen; neue Orgel im Chor von Kuhn, Männedorf
- 1960–61 Wiederaufstellung des Postamentes vor der Kirche
- 1962–63 Umbau des Glockenstuhles und Erweiterung des Geläutes auf fünf Glocken durch Rüetschi AG, Aarau; neues Läutwerk
- 1968–69 Mauersanierungen; teilweiser Einbau eines Schindelunterzuges; Projekt für den Einbau eine Sakristei im Erdgeschoss des Turmes
- 1974 Grosse Turmrenovation durch Architekt M. Dieterle



Der Glockenstuhl wurde 1962/63 umgebaut und das Geläut von 1837 um eine Glocke auf fünf erweitert.

Baugeschichte – Geschichten oder Geschichte?

Seit mehr als tausend Jahren erhebt sich in bestimmender Lage auf einem Stäfner Moränenhügel ein Bauwerk. Selbst die lückenhafte Überlieferung seiner Veränderungen, Umbauten und Neugestaltungen zeigt, dass sich durch die Jahrhunderte viele Genera-

tionen ihr Gotteshaus jeweils anders vorgestellt und mit festen Vorsätzen und bestem Willen diese Vorstellungen auch zu realisieren versucht haben. Der Überblick über die Baugeschichte lehrt, dass sich aber, je näher wir der Gegenwart kommen, – und dies liegt sicher nicht nur an der besseren Überlieferung der Quellen –, diese Umgestaltungen rascher wiederholen, weniger Kontinuität zeigen, zeitgebunden werden und nicht mehr Grundelemente des Kultes spiegeln, sondern Moden.

Dauer und Wandel sind zwei abhängige Grössen. Sie prägen ein Gotteshaus; eine Kirche aber ist nicht ein Gerüst, das man je nach Laune drapieren kann, sondern sie ist ihrer Vergangenheit verpflichtet. Wenn man diese Vergangenheit einer Kirche als «Geschichten» aus der grauen Vorzeit betrachtet und nicht als in gewissen Phasen Stein gewordene Aktivitäten

früherer Generationen, dann allerdings ist eine solche Spurensuche, wie wir sie in dieser Baugeschichte darzustellen versuchen, vergebliche Mühe. Wer jedoch nur in der Gegenwart lebt, dem entgleitet auch diese, weil er sie nicht versteht. Eine Kirche und ihre Baugeschichte legen wie kaum ein anderes Monument Zeugnis ab für *die Dauer im Wandel*, für das Wachsen der Gegenwart aus der Vergangenheit und damit für das Verständnis beider.

Hans Martin Gubler

Benutzte Quellen:

Kirchgemeindegarchiv Stäfa (Akten, Protokolle, Rechnungen). Staatsarchiv Zürich (Akten). Stäfa, 2 Bde., Stäfa 1968/69. Notizen lic. phil. Thomas Freivogel (Architekturbüro Fässler). Notizen Kunstdenkmälerinventarisierung des Kantons Zürich (Hans Martin Gubler).

Der Kirchturm von Ferdinand Stadler

Anlässlich der grossen Renovation von 1788 wurde der Kirchturm mit Käsbitze lediglich repariert. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts verschlechterte sich aber der bauliche Zustand des oberen Turmteiles. Die Stäfner wandten sich an den Zürcher Bauinspektor Hans Caspar Stadler (1786–1867), um Pläne für einen Turmneubau zu erhalten. Stadler beurteilte den Zustand des Turms als so gut, dass er vorschlug, den alten Turm nur oben, bis auf Gurthöhe, abzutragen und von da aus neu aufzubauen. Den Plan für den neuen Turm verfertigte *Ferdinand Stadler*, der Sohn Hans Caspar Stadlers. Der Architekt erhielt hier erstmals Gelegenheit, seine im Ausland erworbenen Kenntnisse und Ideen zu verwirklichen. Auf den gotischen Unterbau des Turms stellte er einen eleganten, schlanken Oberbau in behauenen Sandsteinen, den er mit einer Brüstung – bestehend aus Sandsteinpostamenten und Gusseisengittern – abschloss und mit einem schlanken Spitzhelm bedeckte. Die Eleganz des ganzen Turms erreichte Stadler durch Abschrägung der Turmecken im Aufbau und Einführung von Ecklisenen am Unterbau.

Ein geglückter Kompromiss

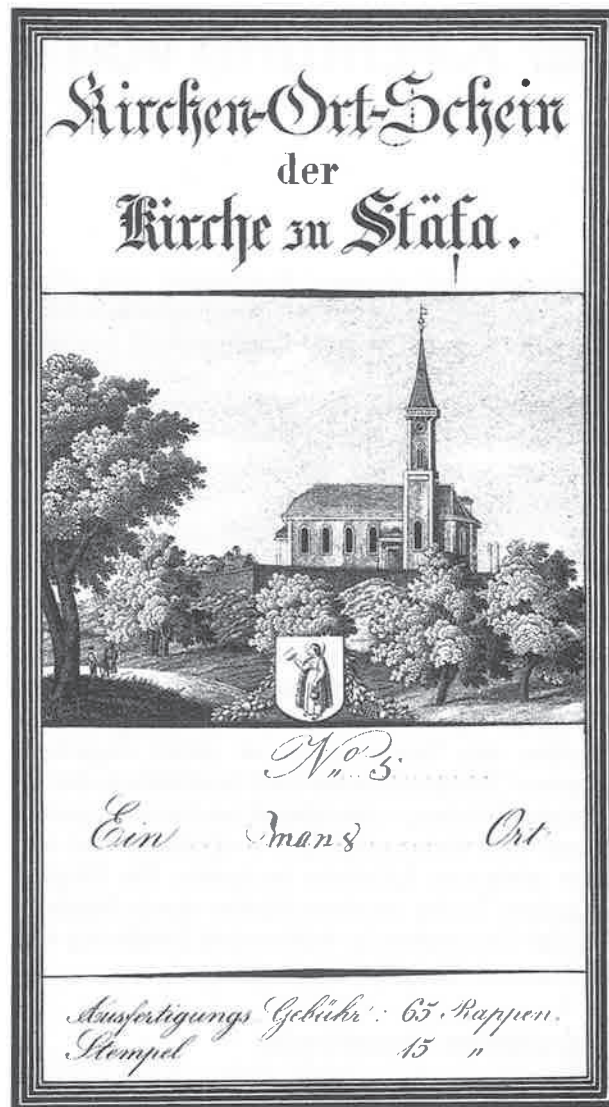
Die beiden hauptsächlichen Gründe für Turmneubauten im 19. Jahrhundert waren das Geläute und die Turmuhr. Mittelalterliche Turmbauten waren in ländlichen Gebieten meist nicht sehr hoch und auf ein



Der Baumeister und Architekt Ferdinand Stadler (1813–1870) erbaute 1836/37 den neuen Kirchturm (Zentralbibliothek).

Geläute von drei, in ganz seltenen Fällen auf vier bis fünf Glocken berechnet. Auch besaßen sie meist nur zwei Zifferblätter. Durch das Anwachsen der Kirchengemeinden im 19. Jahrhundert trugen die Glocken den «Kirchenruf» nicht mehr weit genug; überdies war man meist mit zwei Zifferblättern nicht mehr zufrieden und verlangte nach deren vier. Beide Erneuerungen vertrugen sich häufig nicht mit den erhaltenen Türmen aus romanischer oder gotischer Zeit. Auch in Stäfa wurde im Zusammenhang mit dem Turmneubau ein ganzes Paket zusammengestellt. Rosenlächer in Konstanz lieferte ein neues Geläute, und der Turm erhielt nun auf allen vier Seiten ein Zifferblatt. Diese technischen Forderungen waren nur in einem wesentlich höheren Turm zu realisieren. Es ist klar, dass man den alten Käsbissenturm nicht einfach erhöhen konnte. Eine Käsbisse auf der Höhe der heutigen Galerie würde wohl lächerlich und unproportioniert wirken. Darum waren die Stäfner von Anfang an der Auffassung, es müsse eine Pyramide her.

Ferdinand Stadler hat diese Aufgabe gut gelöst. Für ihn ging es darum, zwei sich konkurrenzierende Anliegen zu vereinbaren. Die herrschende Strömung des Spätklassizismus besaß die Tendenz zu kubischer Geschlossenheit, betonte die Waagrechte und besaß noch nicht den Höhendrang der Neugotik. Stadler schloss deshalb den Turmmittelbau durch einen starken waagrechten Akzent ab. Der schlanke Spitzhelm ist als Aufsatz behandelt. Auf diese Weise ist es Stadler gelungen, den gesamten Turm aus dem kräftigen, romanisch-blockhaften Unterbau durch das abgeschrägte Mittelgeschoss nach oben zu führen. Der Turm wirkt schnittig und gut proportioniert. Trotz Verankerung im Stil seiner Zeit ist er durchaus nicht modisch-zeitgebunden; eine Leistung, die ohne Zweifel für das Talent des jungen Architekten spricht.



Die Stäfner Kirche mit dem Stadler-Turm, Lithographie um 1850. Kirchenortsschein für den Männerstuhl Nr.5 an der Seeseite im Langhaus (Kirchgemeindearchiv).

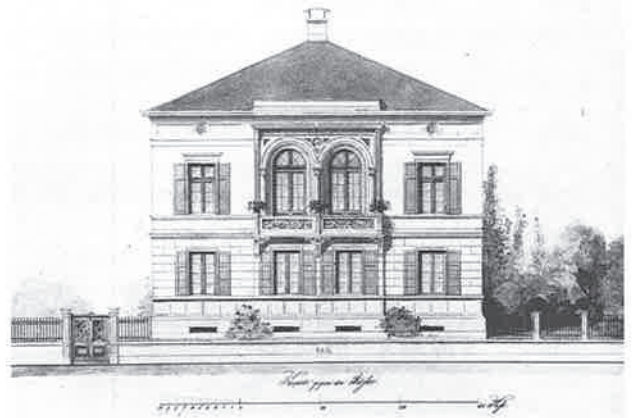
Im Jugendwerk Stadlers lässt sich bereits der künstlerische Gestaltungswille des später erfolgreichen Architekten erkennen. Obschon der Tradition verhaftet, baute er 1836/37 für die selbstbewussten Stäfner ein eigenwilliges Wahrzeichen, das die angebrochene neue Zeit zum Ausdruck brachte.

Es ist anzunehmen, dass der neue Kirchturm schon damals nicht überall Zustimmung fand, und selbst heute, in einer Zeit, welche die dörfliche Architektur des 18. Jahrhunderts gerne idealisiert, gibt es noch Stäfner, die ihren Kirchturm lieber mit der ursprünglichen Käsbisse sähen. Dass er in seiner heutigen Gestalt immerhin ein wichtiges Werk eines bedeutenden Architekten darstellt, mag im folgenden ein kurzer Abriss über Ferdinand Stadler (nach der Dissertation von Andreas Hauser, Zürich 1976) zeigen.

Aus Stadlers Leben und Werk

Ferdinand Stadler (1813–1870) entspross einer alten Bau- und Zimmermeisterfamilie. Der Stammvater des Geschlechts, Baumeister Antoni Stadler von Uri, erhielt 1504 das Zürcher Bürgerrecht geschenkt. Ferdinands Vater, Hans Caspar Stadler (1786–1867), wurde 1819 zum Staatsbauinspektor ernannt.

Über die Berufswahl Ferdinands bestanden nie Zweifel. Schon mit zehn Jahren versuchte sich Stadler im architektonischen Zeichnen. Der Vater bestimmte, dass der Sohn das Zimmerhandwerk lernen müsse, obschon Ferdinand sich mehr zum Künstlerischen hingezogen fühlte. Als Architekt konnte im 18. Jahrhundert nur wirken, wer ein Baugeschäft besass und die handwerklichen Kenntnisse hatte, welche die Zünfte forderten. Nach dem Abschluss der Zimmerlehre liess sich Stadler als Architekt am Politechnikum in Karlsruhe weiterbilden. Eine lange Studien-



1849/50 entstand in Stäfa das heutige Notariat nach den Plänen von Ferdinand Stadler (Zeichnung im Besitz der kant. Denkmalpflege).

reise führte ihn durch Deutschland, Holland, Belgien und Frankreich. 1835 kehrte er auf Wunsch seines Vaters nach Zürich zurück, um ins väterliche Baugeschäft einzutreten. Seine kühnen Pläne, die er aus dem Ausland mitgebracht hatte, musste er bald begraben.

Er selbst bezeichnete die folgenden Jahre im väterlichen Geschäft als «mühevoll» und «freudenleer». Als Lichtblick in dieser Zeit empfand er den Bau des Stäfner Kirchturms 1836/37. Hier konnte er sich zum ersten Mal als entwerfender Architekt betätigen.

Der Durchbruch als Architekt gelang ihm 1840, als der Siebenundzwanzigjährige am internationalen Wettbewerb für eine Börse in Frankfurt den zweiten Preis errang. In den nächsten Jahren hatte Stadler so viele architektonische Aufträge, dass er sich ganz aus dem Baugeschäft zurückziehen konnte.

Das Werkverzeichnis Stadlers weist eine ganze Reihe uns bekannter Bauten und einige internationale Wettbewerbserfolge aus; die wichtigsten davon seien hier aufgelistet.

1836	Stäfa, Kirchturm
1839–1840	Laufen, Umbau des Schlosses für den Kunstmaler Johannes Louis Bleuler
1840	Frankfurt a.M., Wettbewerb für eine Börse, 2. Preis
1843/44	Umbau der Augustinerkirche in Zürich
1841	Mühlhausen, Wettbewerbsprojekte für zwei Kirchen, zwei erste Preise
1843/45	Lengnau, Bau der Synagoge
1843	Zürich, Villa Rosau, Glärnischstrasse 10
1847	Obfelden, ref. Kirche
1849	Winterthur, Mädchenschule, heute Gewerbemuseum
1849/50	Stäfa, Wohnhaus für Färbereibesitzer J.J. Weber, heute Notariat
1850/56	Bern, Bundeshaus, Wettbewerb I. Preis; den Auftrag erhielt allerdings der Berner Architekt Friedrich Studer
1856	Unterägeri, kath. Pfarrkirche
1856–1857	Basel, Elisabethenkirche, Entwurf
1858–1864	Stans, Halle zum Winkelried-Denkmal
1858/59	Luzern, ref. Matthäuskirche
1861–1863	Oberentfelden, ref. Kirche
1861–1862	Winterthur, Altstadt-Schulhaus
1862–1865	Solothurn, ref. Pfarrkirche
1862–1863	Glarus, parität. Kirche
1865–1866	Zürich, Museumsgesellschaft am Limmatquai
1866	Baar, ref. Pfarrkirche
1867	Basel, franz. Kirche am Holbeinplatz

Stadlers Sieg im Bundeshauswettbewerb stellte zweifellos einen Höhepunkt in der Laufbahn des Architekten dar. Stadlers Biograph Hofmeister meint: «Unter den Architekten Zürichs sowohl als auch des Auslandes nahm Ferdinand Stadler einen hohen Rang ein. Obgleich es ihm nicht vergönnt war, gleich den bevorzugtesten Künstlern durch grossartige Monumentalwerke sich zu verewigen und der Nachwelt noch als Stern erster Grösse zu glänzen, so hat er sich doch unbestritten durch seine weit über das Alltägliche hinausgehenden Leistungen ein Recht erworben auf öffentliche Anerkennung seines Strebens und seines Gelingens.»

*Andreas Pflughard
Hans Martin Gubler*

Literatur

Andreas Hauser: Ferdinand Stadler, Zürich 1976. Hans Frey: Stäfa, 2 Bde., Stäfa 1968/69. Bernhard Anderes: Die Kunstdenkmäler des Kantons St. Gallen, Bd. 4, Basel 1966. Hermann Fietz: Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Bd. 2, Basel 1943. Rudolf Hofmeister: Das Leben des Architekten Ferdinand Stadler von Zürich, in: Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich XXXII, 1872.

Die Röttinger-Fenster

Den wichtigsten Beitrag des 19. Jahrhunderts zum Innenraum der Stäfner Kirche bilden die 16 bemalten Glasfenster. Sie zeugen von einer romantischen Zeitgesinnung, die sich über das protestantisch-nüchterne Gotteshaus hinwegsehnte und zahlreiche Elemente vom katholischen Kirchenbau entlehnte. Ohne dass sich der Kirchenraum allzusehr verdüsterte, sollte doch das Tageslicht nicht wie ehemals hell und kalt durch die kahlen Scheiben fallen. Im Jahre 1871 setzten die reformierten Stäfner auf den Geschmack der «Nazarener», jener vor allem in Deutschland erfolgreichen Künstler also, die dem Vorbild der italienischen Malerei des 14. und 15. Jahrhunderts nacheiferten. Diese «Deutschrömer» verehrten auch den Geist der mittelalterlichen Gotik und brachten die fast vergessene Glasmalerei zu neuer Blüte.

Leider ist in den letzten Jahrzehnten den künstlerischen Produkten der Neugotik (1850 bis zum Ersten Weltkrieg) wenig Verständnis entgegengebracht worden. Die leicht verständlichen, das Gemüt unmittelbar ansprechenden, etwas süß-pathetischen Glasmalereien stiessen auf schroffe Ablehnung; eine ganze Kunstepoche wurde durch die Nachgeborenen der Banalität oder gar der Verlogenheit bezichtigt. Unzählige Kirchenfenster von damals sind dem modernen Bildersturm unwiederbringlich zum Opfer gefallen. Nach solch üblen Erfahrungen ist heute erfreulicherweise ein gestiegenes Interesse am künstlerischen Werk des letzten Jahrhunderts festzu-

stellen. Die Kirchgemeinde Stäfa tut gut daran, ihre Kirchenfenster unverändert zu bewahren und ihnen weiterhin Sorge zu tragen. Sie hat dazu um so mehr Grund, als die Qualität der Glasmalereien von Johann Jakob Röttinger (1817–1877) über dem Durchschnitt damaliger religiöser Massenkunst steht.

Das Scheibeninventar

Die rundbogigen Chorfenster beidseits der Orgel sind eingefasst von einem Fries, in dem grisaillierte Blätter und rote Trauben abwechseln. Die Belichtungsflächen enthalten schräg geschachte Quadrate mit Dreifachblattranken, wiederum in Grisaillemalerei. Über der Mittelhöhe befindet sich je ein vierpassähnliches Medaillon, rechts mit dem Brustbild des Apostels Petrus (Attribut Schlüssel) und links mit demjenigen des Evangelisten Johannes (Attribute Feder und Buch). Beide spiegelbildlich angeordneten Figuren blicken in die Chormitte zum nunmehr ausgelagerten Christusfenster. Die auf prächtigem Hintergrund voll abgebildete Christusgestalt von realistischen Proportionen füllte bis 1908 das mittlere Chorfenster aus. Der Erlöser blickte zu den Kirchgängern und segnete die sich zu ihm bekennende Gemeinde. Zu seinen Füßen stand in einem verschlungenen Band der Spruch: «Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben» (Johannes 14, 6). Den drei neutestamentlichen Figuren ist eine vorsichtige Farb-



Die drei 1871 von Johann Jakob Röttinger geschaffenen Chorfenster. Links «Petrusfenster», Mitte «Christusfenster» (heute ausgelagert), rechts «Johannesfenster».

gebung der Hautpartien gemeinsam; die dargestellten Gesichter sind zurückhaltend idealisiert.

Alle zehn Rundbogenfenster der Süd- und Nordseite sind in sich mittels einem gelben Rand in zwei klar-sichtige Rundbogenhälften unterteilt. Den Raum darüber zieren in jedem Fenster je eine kreisförmige Farbrosette und die sie begleitenden Füllflächen. Die sternblumenartigen Motive von glanzvollem Kolorit nehmen die Vasenornamente im Stuck über den Fenstern sehr gut auf.

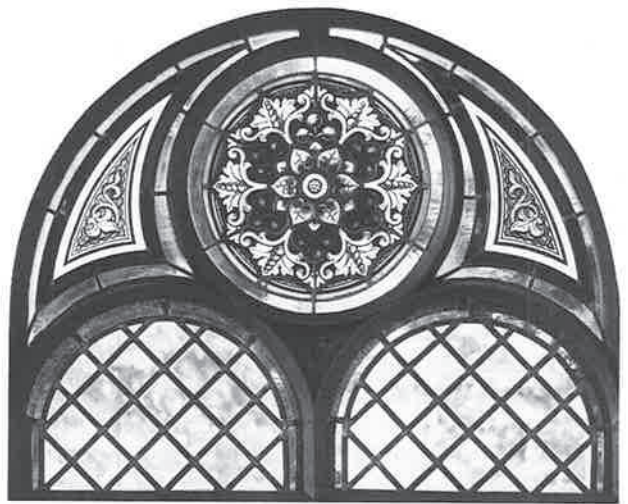
Bei den drei Fenstern der Westseite sind zwei klar-sichtige Lanzettflächen von einer gelben Architekturmalerei umgeben. Die Fläche der Tabernakelgiebel füllen Blätterkreuze mit den Schenkellängen des lateinischen Kreuzes in Grisaille, in der Mitte durchbrochen durch eine Radmalerei. Dieses Rad wird im Mittelfenster durch das Gemeindewappen von Stäfa nebst Traubenmotiven ersetzt.

1871 – Jahr der Entstehung

Noch im März 1870 glaubte der Glaser Hürlimann im Kehlhof zuversichtlich, dass aufgrund seiner Untersuchung die Anschaffung neuer Kirchenfenster «vor-erst nicht nöthig» sei. Obwohl also die schlichten Scheiben von 1760 und 1788 ihren Dienst noch länger versehen hätten, hielt der Kirchengutsverwalter und Armenpfleger Kaspar Schulthess den Zeitpunkt für gekommen, den Stäfner Kirchenraum nach dem Vorbild anderer Gemeinden mit bemalten Fenstern zu verschönern. An ihrer Sitzung vom 7. Dezember liess sich die Kirchenpflege von seiner Idee begeistern; bei der Suche nach einem geeigneten Künstler unterstützten ihn als Mitglieder der «Kirchhofkommission» Rudolf Ryffel und Dr. Johannes Bühler. Sie gelangten an Johann Jakob Röttinger in Zürich, der sich auf dem Höhepunkt seiner Schaf-

fenskraft befand und als gesuchtester Glasmaler der Schweiz galt. Obwohl die Rechnungsprüfungskommission der Gemeinde sich über die Situation des Kirchengutes sorgte und die Verschiebung der kostspieligen Anschaffung um ein Jahr empfahl, wollte die Pflege das Geschäft unverzüglich der Gemeindeversammlung vorlegen. Von 59 stimmberechtigten und reformierten Stäfnern sprach sich am 23. April 1871 nach einem entschiedenen Votum von Gutsverwalter Schulthess eine deutliche Mehrheit für neue Fenster aus.

Die zur Anschaffung bestellte Kommission – bestehend aus Pfarrer Wilhelm von der Crone, Präsident der Kirchenpflege, und den Pflegemitgliedern Dr. Bühler, Schulthess und Glaser Hürlimann – vereinbarte mit Röttinger einen Preis von 3000 Franken, wobei 2500 unmittelbar nach Fertigstellung der Fenster, 500 nach Ablauf der zweijährigen Garantiefrist zuzüglich 4% Zins zu bezahlen waren. Für ein neues,



Sternblumenartige Rosettenmotive schliessen oben die Rundbogenfenster des Langhauses ab.

unbemaltes Fenster im Archivraum wurden ihm weitere 150 Franken in Aussicht gestellt. Demgegenüber erklärte sich Röttinger bereit, die alten, leidlich erhaltenen Scheiben für 500 Franken zu übernehmen. Er versprach, die neuen Kirchenfenster bis zum Monat September zu vollenden; die Lieferung verzögerte sich aber bis Anfang November 1871. Es wurde schon erwogen, dem säumigen Künstler «einen amtlichen Befehl zugehen zu lassen». Überhaupt war Röttinger durch zahllose Aufträge jahrzehntelang überfordert; dreieinhalb Jahre früher wurde er deswegen in einem Zeitungsinserat öffentlich aufgefordert, «die Frage zu beantworten, wann endlich er die Kirchenfenster in Neuendorf fertigen und einsetzen werde» («Tagblatt der Stadt Zürich», 14.3.1868).

Röttinger – Pionier der neueren Schweizer Glasmalerkunst

Der Glas- und Porzellanmaler Johann Jakob Röttinger wurde am 24. März 1817 in Nürnberg geboren; die fränkische Handelsstadt war seit dem Mittelalter ein blühendes Zentrum der Glasmalerei. Die Namen seiner Eltern sind hier unbekannt und fehlen auf den erhaltenen amtlichen Dokumenten. Dem Besuch von Kunstschulen in Nürnberg und Düsseldorf schloss sich eine mehrjährige Wanderschaft an. Wegen der strikten Nürnberger Zunftbestimmungen hatte Röttinger – wie zahlreiche andere junge Glasmaler – keine Aussicht, je zum Stand des Meisters aufzusteigen. So war er froh, als er 1844 vom ebenfalls in Nürnberg geborenen Glasmaler Andreas Hirschrot (1799–1845) als Gehilfe nach Zürich gerufen wurde. In der Schweiz, einst besonders reich an Wappenscheiben und Kabinettbildern, war die Glasmalerei im ausgehenden 18. Jahrhundert praktisch erloschen.



Johann Jakob Röttinger im Alter von 19 Jahren. Portrait von unbekanntem Maler, 1836 (Privatarchiv Röttinger).

Männern wie Hirschrot und Röttinger kommt also das Verdienst zu, sie wieder in die Schweiz eingeführt zu haben.

Nach dem Tod des Meisters verband sich Röttinger vorübergehend mit Glasmaler Rudolf Weiss (1805–1875), machte sich aber nach der Heirat mit der Ossinger Bauerntochter Verena Fehr selbständig. 1863 erlangte er das Bürgerrecht der Stadt Zürich.

Seit 1869 betrieb er sein immer umfangreicheres Geschäft mit einigen Angestellten, Gesellen und Blei-
glasern in der Oetenbachgasse 13; die Werkstätte
mit Glasmalerei und Glasöfen befand sich im Hinter-
haus. Über seine Aufträge führte Röttinger neben
den Rechnungsbüchern keinen ausgedehnten Schrift-
verkehr; auch über seine Stäfner Arbeit hat sich
keine Korrespondenz erhalten. Der Künstler war
kein Freund des geschriebenen Wortes; bei der ihm
übertragenen Inventarisierung der Glasgemälde des
Klosters Muri etwa hat er alles Schriftliche Johann
Rudolf Rahn überlassen, damals Student und später
Professor für Kunstgeschichte in Zürich. Am
29. Januar 1877 verstarb Röttinger im Alter von erst
60 Jahren; er hatte sich eine Lungenentzündung
zugezogen, als er sich, aus der erhitzten Brennerei
kommend, längere Zeit im Freien aufhielt.

Röttingers ledig verstorbener Sohn Georg (1862–
1913) und danach dessen Bruder Heinrich (1866–
1948) führten das Glasmalergeschäft weiter. Die
Glasfenster der St.-Theodul-Kirche in Sitten, der
Augustiner- und der Predigerkirche in Zürich, der
Kirche Horgen und der Universität Leipzig sind ihre
bekanntesten Werke. Nach dem Ableben von Hein-
rich Röttinger jun. (1909–1983) musste die Firma
nach drei Generationen aufgelöst werden. Die heute
lebenden Nachkommen pflegen die Erinnerung an
die Künstlerfamilie und deren Werke liebevoll wei-
ter; sie haben in einem Raum des familieneigenen
Hauses in der Zürcher Altstadt sogar ein kleines
Museum eingerichtet.

Umstrittenes Christusfenster

1892 wurde die erste Orgel im Chor der Kirche
aufgestellt. Das Christusfenster in der Mitte des
Chors blieb fortan durch die Orgel vollständig ver-

deckt und dem Auge des Kirchenbesuchers entzo-
gen. Ende 1905 befasste sich die Kirchenpflege mit
dem vielfach geäußerten Wunsch, das Christusfen-
ster wieder sichtbar zu machen. 1908 vertauschte
Glaser Huber-Stutz von Zürich das Chorhauptfen-
ster mit einem südseits angebrachten Rosettenfen-
ster, so dass das Christusfenster nun seeseits wieder
zu sehen war. Die Versetzung machte neue Verblei-
ungen nötig und verursachte die «ziemlichen
Kosten» von 160 Franken.



Johann Jakob Röttinger, kurz vor seinem Tod. Photographie,
1870er Jahre (Privatarchiv Röttinger).

Hauptwerke von Johann Jakob Röttinger

Aadorf (ehemals parität., heute kath. Kirche), Alterswil (kath. Kirche), Baar (ref. Kirche), Baden (ehem. Kapuzinerkloster), Baden (ref. Kirche), Basel (Münster sowie franz. Kirche), Bellikon (kath. Kirche), Bünzen (kath. Kirche), Burgdorf (Stadtkirche), Fislisbach (kath. Kirche), Glarus (ehemals parität., heute ref. Kirche), Glis (kath. Kirche), Hauterive (Zisterzienserabtei), Heitenried (kath. Kirche), Kappel ZH (Klosterkirche), Königsfelden (Scheibenergänzungen in Klosterkirche), Meilen (ref. Kirche), Mellingen (Kapelle St. Antonius), Muri (kath. Kirche), Niederhasli (ref. Kirche), Oberentfelden (ref. Kirche), Oberrohrdorf (kath. Kirche), Oberrüti (kath. Kirche), Rapperswil (Ratssaal), Regensdorf (ref. Kirche), Schlatt ZH (ref. Kirche), Sitten (Kathedrale), Solothurn (ref. Kirche), Stäfa (ref. Kirche), Thalwil (ref. Kirche), Unterägeri (kath. Kirche), Utzensdorf (ref. Kirche), Uznach (kath. Kirche), Villmergen (kath. Kirche), Wädenswil (ref. Kirche), Zug (St.-Oswalds-Kirche), Zürich (Fraumünster sowie Grossmünster).

Anlässlich der Innenrenovation von 1922 gelangte die Baukommission zu vollständig neuen Vorschlägen. Sie wollte die beiden sichtbaren Chorfenster, Petrus und Johannes darstellend, auf der Seeseite plazieren, das Christusfenster hingegen auf die linke Chorseite versetzen. Für die rechte Chorseite verlangte die Kommission ein neu zu schaffendes Bildnis von Moses. Wenig später wollte die Kommission indessen das Christusfenster zugunsten eines «neuen,

in einfacherer Glasmalerei» gehaltenen Fensters entfernen; die übrigen, weit gehenden Versetzungs- und Ergänzungsvorschläge wurden fallengelassen. Die Ausführung des schlicht bemusterten gelb-grünen Teppichfensters durch Heinrich Röttinger, den Sohn Johann Jakobs, fand verständlicherweise nicht den Beifall der Baukommission, da dieses das Kircheninnere stark verfinsterte und mit den schon vorhandenen Fenstern wenig harmonierte. Trotzdem wurde es auf der Südseite angebracht, ohne dass aber das Christusfenster entfernt worden wäre.

1939/40 wurde an allen Kirchenfenstern eine Doppelverglasung eingebaut; an den bemalten Scheiben wurde aber nichts verändert. Bei der Innenrenovation von 1958/59 schlug ein Kirchenpfleger vor, das nicht mehr zeitgemässe Christusfenster auszuräumen. (Derselbe wollte die Nussbaumkanzel von 1788 mit einem Flachdach versehen!) Die Zürcher Glasmalerfirma Mäder beurteilte Röttingers Christusfenster als «künstlerisch eigentlich wertlos» und schlug vor, im Sinne einer Vereinheitlichung der Seeseite auch das 1922 entstandene Teppichfenster zu ersetzen. Nach lebhafter Diskussion beschloss eine knappe Mehrheit der Kirchenpflege die Entfernung beider Fenster; den Ausschlag gaben die Pfarrer mit der Bemerkung, man solle «Christus mehr im Herzen» statt auf der Kirchenscheibe tragen.

Beim Ausbau der Gläser gingen die Angestellten der Firma Mäder wenig zimperlich vor, so dass das Christusfenster von 1871 teilweise in Bruch ging. Immerhin verdanken wir heute dieser Unsorgfältigkeit, dass das Fenster nicht, wie eigentlich vorgesehen, dem HEKS zur beliebigen Verwendung übergeben werden konnte. Bis heute ist es im Besitz der Kirchgemeinde Stäfa verblieben.

Und die Zukunft?

1958/59 wurde die neue Orgel am gleichen Standort wie die frühere im Chor plaziert. Zwar regten 1953 (Arnold Egli) und 1958 (Rudolf Reichling) einzelne Stimmen aus der Gemeinde an, eine Freilegung des Chors und damit des Mittelfensters ernsthaft zu prüfen; die Orgelfirma beurteilte aber den Chor als einzig möglichen Standort des Instruments. Dennoch ist nicht ausgeschlossen, dass eine neue Orgel der-einst an anderer Stelle plaziert werden kann. Einer Wiederherstellung der Chorfenster im Zustand vor 1908, also der Einsetzung des mittleren Christusfensters, stünde dann nichts im Wege. Die Stäfer Kirche erhielte in der Christusscheibe ihr heute fehlendes optisches Zentrum zurück, der Chor würde wieder durch genügend Tageslicht erhellt.

Es sind heute auch in Stäfa gewisse Bestrebungen festzustellen, einen Teil der neugotischen Röttinger-Fenster durch Glasmalereien modernen Geschmacks zu ersetzen; private Geldgeber lassen sich – verglichen mit andern Aufgaben – in solchen Fällen meist problemlos finden. Man sollte aber bedenken, dass mit zeitgenössischen, vollständig bemalten Farbfenstern der ohnehin nicht lichte Kirchenraum weiter verdüstert und die bisherige stilistische Einheit der Fenster durchbrochen würde. Es ist nicht zu verkennen, dass die lange geschmähte Stilrichtung der Neugotik heute wieder vermehrte Wertschätzung fin-

det; in Basel haben unlängst die reformierten Gemeindeglieder und ebenso die eidgenössische Denkmalpflege eine Ersetzung der Röttinger-Fenster im Münster entschieden abgelehnt.

Ohne Zweifel hat Johann Jakob Röttinger in seinem Scheibenwerk den architektonischen Rhythmus der Stäfer Kirche gut aufgenommen und seine behutsame protestantischen Symbolik recht glücklich in die historische Substanz des Gotteshauses eingebunden. Stehen wir also zu den gut und einheitlich erhaltenen Scheiben dieses namhaften Künstlers einer vergangenen Zeit! Oder überlassen wir doch wenigstens den Entscheid darüber einer späteren Generation!

Christoph Mörgeli

Literatur:

Protokolle und Bauakten im Kirchgemeinearchiv Stäfa. Privatarchiv Röttinger, Zürich. Gottlieb Bodmer: Chronik der Gemeinde Stäfa, 1894, S. 221. Die Kunstdenkmäler der Schweiz, hrsg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Basel 1927. Johann Rudolf Rahn: Erinnerungen aus den ersten 22 Jahren meines Lebens, in: Zürcher Taschenbuch 41, 1920, S. 29. Schweiz. Künstlerlexikon, Bd. 2, Frauenfeld 1908, S. 661. Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz, Bd. 5, Neuenburg 1929, S. 678. André Meyer: Neugotik und Neuromanik in der Schweiz, Kirchenarchitektur des 19. Jahrhunderts, Zürich 1973. Lucas Wüthrich: Der künstlerische Schmuck der Kirche Regensdorf, in: Regan Zunftblatt 1976, S. 14f. Zur Diskussion um das Basler Münster Robert Schiess in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 15.4., 3.12. und 24.9.1987 sowie «Scheiben oder Scherben», in: «Basler Magazin» 18, 2.5.1987.

Bericht des Architekten

Die Aussenrestaurierung

Die letzte Aussenrenovation der reformierten Kirche Stäfa wurde 1926 unter der Leitung von Albert Koella durchgeführt. Die Natursteinpartien am Turmoberteil liess die Kirchgemeinde 1974 sanieren. In einer Zeitdauer von über 60 Jahren seit der letzten grossen Aussensanierung hat das Gotteshaus grössere Schäden erlitten. So wurde durch eindringendes Dachwasser die Nahtstelle Dach/Decke/Wand schwer beeinträchtigt. Ein defektes Kanalisationssystem um die Kirche verhinderte das vollständige Ablaufen des Dachwassers. Verschiedene Schäden in Form grosser, hohler Stellen entstanden auch am Verputz; mit dem Salztransport ist die Feuchtigkeit im Mauerwerk aufgestiegen. Die Sandsteinsöckel sind im Lauf der Zeit stark verwittert und die Eckpilaster aus Kunststein gerissen. Die Bleiverglasungen am Schiff waren teilweise defekt und die Aufsetzfenster undicht vorgesetzt. Alle Bauteile und deren Anstriche befanden sich in stark verwittertem Zustand.

Über die allgemeinen, technisch notwendigen Sanierungsarbeiten hinaus verlangte die kantonale Denkmalpflege aber auch Restaurierungsmassnahmen zur Wiederherstellung des früheren Charakters der Kirche. Dies bedeutete insbesondere das Wiederanbringen der Ecklisenen und Rundbogenfriese am Turm sowie eine Ersetzung der Kunststein- durch Sandsteinpilaster.

Zu Beginn des Jahres 1987 wurde das Aussengerüst erstellt. Auch der Turmoberteil erhielt ein Gerüst, da vorgesehen war, auch diesen zumindest zu reinigen. Die ersten Arbeiten wie die Injektionen gegen die aufsteigende Feuchtigkeit im Mauerwerk, das Abschlagen des Sandsteinsöckels und die neue Kanalisation wurden sofort an die Hand genommen. Bereits erste Besichtigungen des Turmoberteils zeigten, dass sich auch hier nach gut zehn Jahren seit der letzten Sanierung bereits wieder grössere Fehlstellen an den Natursteinpartien gebildet hatten. Die Bauherrschaft beschloss unverzüglich, dass auch hier – obwohl im Kostenvoranschlag nicht vorgesehen – wesentliche Steinhauerarbeiten durchgeführt wer-



Montage der Sandstein-Ecklisenen am Turm.

den müssten. Auch die Spengleranschlüsse am Terasenkranz wurden vollständig neu erstellt. Die kantonale Denkmalpflege, die Steinhauerfirmen, die Baukommission und der Architekt klärten ab, ob die neuen Naturstein-Ecklisenen ohne wesentlichen Substanzverlust am Mauerwerk montiert werden könnten. Man entschied, die Natursteinplatten an einer Metallkonstruktion aufzuhängen und sie weder zu hintergiessen noch die Lagerfugen auszumörteln; sie können nun die Turmschwingungen frei aufnehmen.

Als wichtiger Arbeitsgang beschäftigte uns das Abschlagen und Wiederanbringen eines neuen, rein mineralischen Verputzes. Die teilweise nicht mehr lotrechten Fassaden, die sehr unterschiedlichen, grossen Verputzstärken und das Anbringen des mineralischen Verputzes verlangten von den Bauunternehmern ein grosses Mass an handwerklichem Können. Im Frühjahr 1988 wurde der während sechs Monaten gründlich ausgetrocknete Putz mit einer Zweikomponenten-Mineralfarbe gestrichen. Die Kanalisations- und Sickerleitungen mussten in wesentlich grösserem Umfang ersetzt werden, als wir anfänglich geplant hatten. Alle Kanalisationspläne aus früherer Zeit erwiesen sich als dermassen ungenügend und sogar falsch, dass hier die veranschlagten Kosten überschritten werden mussten.

Die Innenrestaurierung

Die letzte Innenrenovation datiert von 1958/59, wurde also vor genau 30 Jahren ausgeführt. Obwohl der Stäfner Kirchenraum nur wenige Schäden aufwies, gelangte man doch zur Meinung, dass parallel zur Aussenrestaurierung auch eine Innenrestaurierung vorgenommen werden müsse. An der Südwand war im Bereich vom Gesims zwischen Decke und

Wand Dachwasser eingedrungen. Die stark veraltete Elektroheizung und auch die Elektroanlagen mussten durch leistungsfähigere Apparaturen ersetzt werden. Mehrere schadhafte Stellen an Innenputz (Fensterleibungen), Stuck, Wänden, Decke und Kapitellen der Emporenstützen waren auszubessern. Hinzu kamen verschiedene vor der Renovierung nicht befriedigte Benutzerbedürfnisse. Die Liturgie des Gottesdienstes und auch nichtkirchliche Veranstaltungen verlangen nach einer möglichst vielseitigen Kirchennutzung, vor allem des Chorraums. Höhere Ansprüche wurden an die Beleuchtung, Akustikanlage und Heizung gestellt, bei letzterer auch an die Wärmeisolation von Boden, Fenstern und Decke. Der Sitzkomfort wurde erhöht durch verbesserte Sitzpositionen der Bänke und neue Kissen. Zu befriedigen war auch das Bedürfnis nach besser nutzbaren Nebenräumen und zweckmässigeren Lagermöglichkeiten des Archivs der Kirchgemeinde. Durch Versiegeln der Holzböden sollten die Unterhaltsarbeiten vereinfacht werden. Im stilistischen Bereich erschien eine grössere optische Wirkung des Stucks an Decken und Wänden durch farbliche Absetzung wünschenswert. Die vielen Holzbauteile wie Böden, Bänke, Wandtäfer, Orgelgehäuse, Kanzel und Türen riefen nach Vereinheitlichung. Die sachlich-nüchterne bisherige Beleuchtung sollte durch festliche und stilistisch anspruchsvollere Leuchter ersetzt und überhaupt der Innenraum wärmer gestaltet werden.

Jede Ausführungsplanung eines Altbaus ist in gewissem Sinne eine «rollende Planung»; Architekt, Unternehmer und Bauherr müssen sich ständig den neuen Gegebenheiten anpassen. Überraschungen waren auch bei der Kirche Stäfa immer wieder zu erleben, obwohl wir eher von einem einfachen und klaren Bauzustand ausgegangen sind. So kam man entgegen der früheren Meinung, dass nur der Chorboden mit Sandstein belegt werden solle, während



Innenansicht des Kirchenraums gegen den Chor. Der frühklassizistische Stil von 1788 geht zurück auf Baumeister Johannes Hagenmüller und Stukkateur Johann Martin Zobel.



Innenansicht gegen Westen. Die Empore von 1788 wurde 1870 durch im Stil angepasste Säulen unterstützt. Die drei Westfenster – ursprünglich rundbogig – wurden 1871 in Spitzbogenform gebracht.

der Ausführungsphase überein, das gesamte Kirchenschiff mit Natursteinplatten zu belegen, wie dies auch früher der Fall war. Der Holzboden unter den Bänken wurde allerdings belassen, aber gründlich

versiegelt. Erfreulicherweise präsentierte sich die Stuckdecke in besserem Zustand als erwartet. Das eingezogene Deckengerüst ermöglichte eine genaue Sondierung von Decke und Stukkatur. Zwar mussten



Der Kirchenraum im Winter 1987/88, gegen Ende der Restauration.

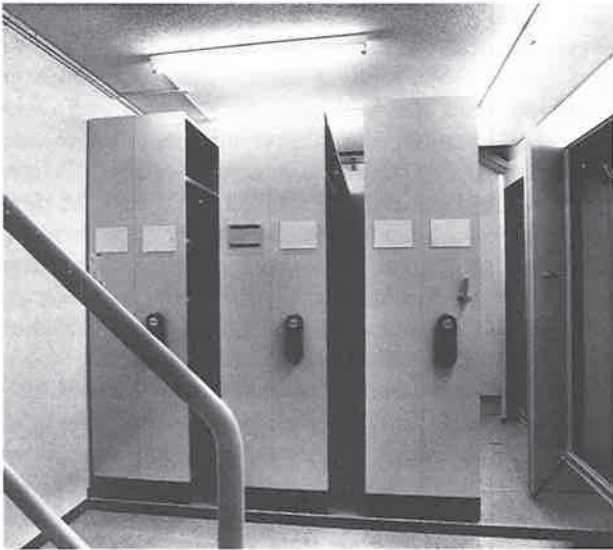
viele Farbschichten abgewaschen, sonst aber lediglich kleinere Stuckantragsarbeiten ausgeführt werden. Anstelle der früheren Einbauleuchten im Deckenbereich des Chors sowie über der Empore wurden neue Stuckblumen eingesetzt. Leider zeigt sich bereits heute, dass die ständige Bewegung von Wänden und Decken zu neuen Abrissstellen führt.

Eine grosse Überraschung bedeutete für uns der Grabfund im Chorbereich. Zahlreiche Sondierungen im Schiff wie im Chor hatten überall auf gestörte Bodenverhältnisse schliessen lassen. Die Denkmalpflege und der Architekt waren ausserordentlich erstaunt, als im Zentrum des Chors ein Doppelgrab mit Grabplatte sowie Mauerreste einer früheren Kirche aufgefunden wurden. Die Grabplatte wurde sichergestellt, restauriert und dem Stäfner Ortseumuseum übergeben. Archäologen nahmen die Mauerreste auf; diese waren aber in ihren Ausmassen zu klein, um wesentliche Aufschlüsse über frühere Kirchenbauten geben zu können.

Die Maler- und Beizarbeiten gehörten zu den wesentlichsten im Innern der Kirche. Nach Anbringen einer Vielzahl grosser Farbflächenmuster beschloss man, die Stukkatur an Wänden und Decken, die Gurte und die Pilaster in einem abgetönten Weiss, alle übrigen Flächen in einem warmen Ockerton zu streichen. Diese Zweitönigkeit verleiht dem Stuck barocken Glanz und dem Kirchenraum einen warmen, festlichen Charakter. Betont wird der barock-klassizistische Baustil durch die kristallinen Hängeleuchten (weiteres dazu S. 65). Das Wandtäfer (teilweise mit Eternitfüllung), aber auch die Treppenwangen mit Staketengeländer und die neuen Einbauschränke unter den Emporentreppen maserierte der Maler in künstlerischer Art in Nussbaum bzw. Eiche. Alles vorhandene Naturholz, etwa die Böden, Bänke, Windfangtüren und das Orgelgehäuse, wurde neu gebeizt und lackiert. Die Kanzel von 1788 samt Kanzeltreppe und angebautem Pfarrstuhl erfuhren lediglich eine Auffrischung.



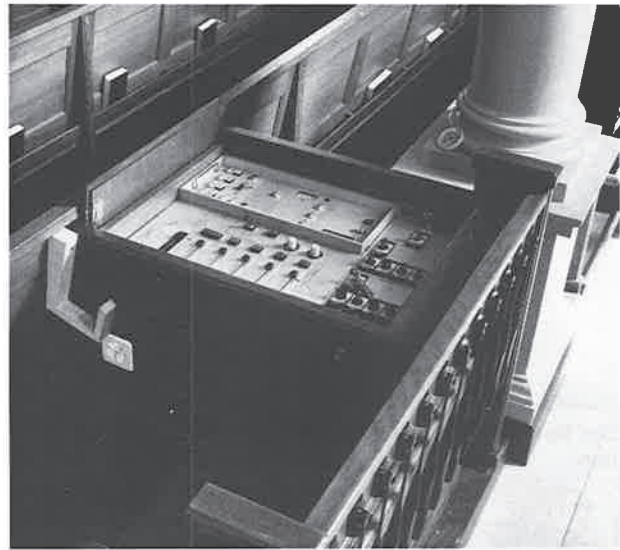
Durch die Entfernung von zwei Bankreihen konnte die Eingangspartie grosszügiger gestaltet werden.



Im früheren Heizungsraum unter dem Chor wird nun das Archiv der Kirchgemeinde aufbewahrt.

Anstelle des früheren Abgangs zum Heizungsraum wurde eine neue Innentreppe mit motorisch angetriebenem Klappdeckel erstellt. In der Voraussicht, dass der Turmchor zu einem künftigen Zeitpunkt restauriert und freigestellt werden könnte, verlegte man das Kirchgemeindearchiv in den Kellerraum. Die Sondierungen eines Restaurators im Turmchor haben gezeigt, dass nur noch wenige Bestandteile von mittelalterlichen Malereien vorhanden sein dürften.

Die Elektroinstallationen wurden vollständig neu ausgeführt. Eine Elektrobankheizung ersetzt die Elektro-Fussschemelheizung, ergänzt durch eine Bodenheizung unter den neu verlegten Sandsteinplatten. Die Regelung der Beleuchtung, der Akustikanlage, der Heizung und des Geläutes erfolgt vom neuen Sigristenpult aus.



Ein Schaltpult ermöglicht dem Sigristen die Steuerung der Elektroanlagen.

Kurze Bauzeit

Die Aussen- und Innenrenovation der reformierten Kirche Stäfa erfolgte in sehr geringer Bauzeit. Die Kirchgemeinde sollte ihren vertrauten Gottesdienstraum nicht länger als unbedingt nötig entbehren. Unser oberstes Ziel war es, dass keine Konfirmation ausserhalb der Kirche stattfinden musste. Damit war der Baubeginn der Innenrestauration mit dem Osterdienstag 1987 und der Bezug der renovierten Kirche am 20. März 1988 vorgegeben. Ein erster Gottesdienst konnte bereits am Heiligabend und ein zweiter am Weihnachtstag 1987 im beinahe vollendeten Kirchenraum stattfinden. Zwar standen noch einige Gerüstteile; die Kristalleuchter waren noch nicht aufgezogen und die Malerarbeiten erst halbwegs fertig. Trotzdem war an jenen Predigten jeder Platz

der Kirche besetzt, und es zeigte sich, wie sehr sich die Stäfner nach acht Monaten wieder nach ihrer Kirche sehnten. Nach gesamthaft elf Monaten Bauzeit wurde am 6. März 1988 der erste Gottesdienst im nun fertig restaurierten Kirchenraum abgehalten. Kleinere Arbeiten folgten noch nach, doch die Konfirmationen von 1988 konnten – wie geplant – in der Kirche stattfinden.

Das Besondere einer Kirchenrestaurierung

Eine Kirche dient dem Gottesdienst, dem Pfarrer zur Predigt, der Gemeinde zum Zuhören. Dies jedenfalls dürfte die allgemeine Auffassung sein. Aber eine solche Zweckumschreibung des Kirchengebäudes ist zu einfach. Die Aufgaben der Kirche sind wesentlich umfassender und vielschichtiger.

Hauptaufgabe des Gotteshauses ist es, Raum zu geben für das gesprochene Wort, für die Predigt, aber auch für Taufe, Konfirmation, Trauung und Abdankung. Alle kirchlichen Anlässe bedürfen einer ausreichenden Akustik, einer guten Beleuchtung, des Blickkontakts vom Pfarrer zur Gemeinde (und umgekehrt), einer funktionierenden Heizung und nicht zuletzt einigermaßen bequemer Kirchenbänke. Die versammelte Gemeinde soll sich in ihrer Kirche wohl und heimisch fühlen. Das Umfeld muss stimmen und von jung und alt akzeptiert werden können, ja darüber hinaus sogar erfreuen. Neben den kirchlichen Anlässen hat das Gotteshaus auch Raum für verschiedene öffentliche Veranstaltungen zu bieten; zu denken ist an die Gemeindeversammlungen der politischen Gemeinde, an Konzerte, Lesungen oder gar kleinere Theateraufführungen.

Etwas anders betrachten Denkmalpfleger und Kunsthistoriker einen Kirchenraum mit langer Geschichte, wie sie die reformierte Kirche Stäfa aufweist. Bei

ihnen zählt weniger das gesprochene Wort als der gemauerte Stein als wichtiger Zeuge früherer Zeiten. Aufgabe der Denkmalpflege und des «denkmalpflegenden» Architekten ist es, die Bausubstanz aller Epochen der Kirche zu erhalten, zu schützen und allenfalls wieder sichtbar zu machen, also zu restaurieren. Der denkmalpflegerisch und wissenschaftlich begründbare Schutzcharakter eines Gotteshauses ist aber nicht bloss Selbstzweck für einige wenige Historiker und Denkmalpfleger. Eine Kirche ist in ganz besonderem Masse Geschichtsträger für die gesamte Gemeinde. Sie bildet nicht nur örtlich, sondern auch kulturell ein Zentrum und widerspiegelt das Gemeindeleben in langen Zeitabfolgen. Zudem hat praktisch jedes Gemeindeglied seine ganz persönlichen, eigensten Beziehungen zur Kirche, die für ein intensives Gemeindeleben wichtig sind. Das Gemeindeglied wurde in der Kirche getauft, konfirmiert, vielleicht getraut und gab manchem Verwandten oder Bekannten das letzte Geleit. So hat das Gotteshaus als Geschichtsträger eine grosse Bedeutung für jeden Kirchenangehörigen, für jede Gemeinde. Die Geschichte der Kirche darf nicht abgebrochen werden; das Kirchengebäude muss seine Geschichte weiter erzählen können, die Vergangenheit muss weiterhin ablesbar bleiben. Dies zu überwachen oder gar durchzusetzen ist das Ziel denkmalpflegerischer Tätigkeit.

Es liegt auf der Hand, dass technische Benutzerbedürfnisse und geschichtlich-denkmalpflegerische Vorstellungen teilweise auseinandergehen und nicht immer optimal in Übereinstimmung gebracht werden können. Die Restaurierung einer Kirche verlangt von allen Beteiligten Kompromisse und Rücksichtnahme auf die bestehende Bausubstanz wie auch auf Pfarrer und Gemeinde. Die sehr gute Zusammenarbeit von Baukommission und Architekt, aber auch das wechselseitige Gespräch mit der kantonalen



Das renovierte Hauptportal auf der Westseite.

Denkmalpflege und den ausführenden Unternehmen lässt heute die Stäfner Kirche wieder in neuem Glanz erstrahlen.

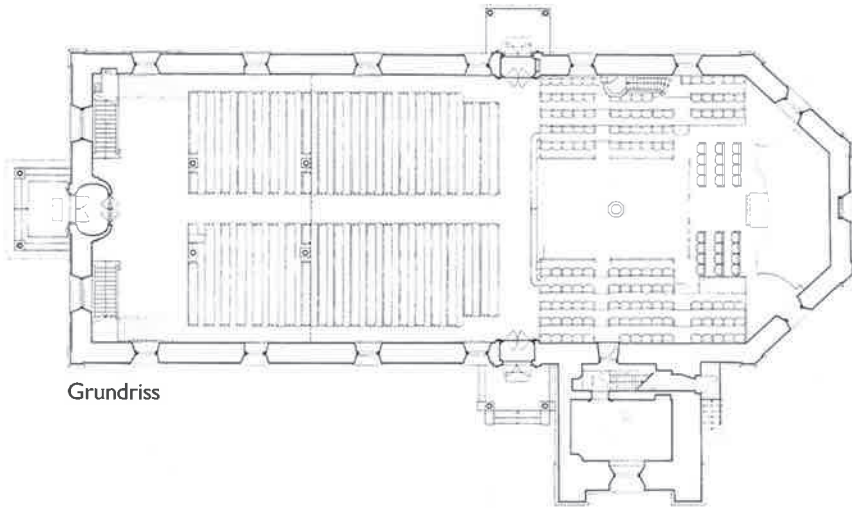
Der grosse Architekt Karl Friedrich Schinkel hat schon 1843 ausgesprochen, dass es nie Zweck einer Restauration sein könne, jeden kleinen Mangel, der als Spur vergangener Jahrhunderte zur Charakteristik des Bauwerkes beitrage, zu verwischen und dem Gebäude dadurch das Ansehen eines neuen zu geben. Und weiter sagte er: «Diejenige Restauration wäre die vollkommenste zu nennen, welche bei Verbesserung aller wesentlicher Mängel gar nicht zu bemerken wäre.» Als Architekt der reformierten Kirche Stäfa möchte ich hoffen, diesen Gedanken Schinkels erfasst und auch verwirklicht zu haben.

Peter Fässler

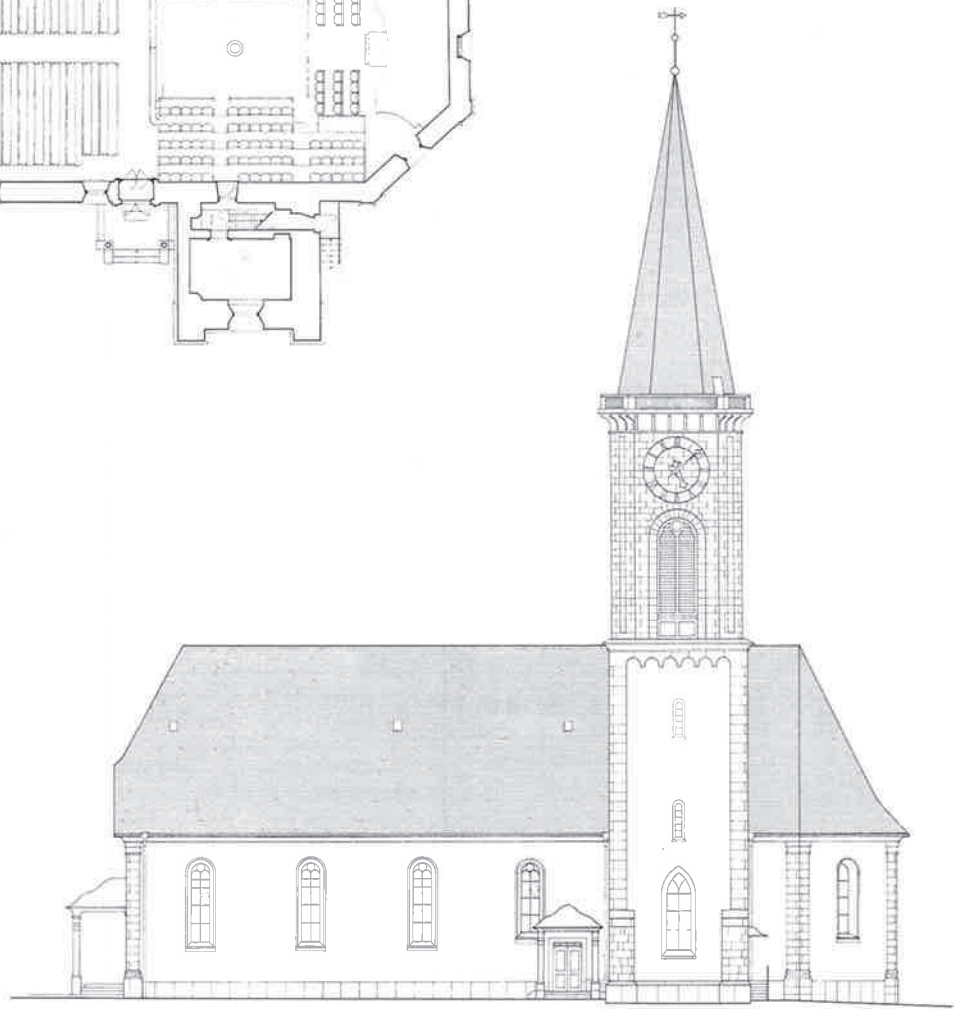
Planungs- und Baugeschichte:

- 15.9.83 Abgabe der Vorprojektstudie des Architekten betreffend Renovation der reformierten Kirche Stäfa; Wahl des Architekturbüros Peter Fässler, Zürich
- 9.12.84 Genehmigung des Projektierungskredites durch die Kirchgemeindeversammlung
- 4.–8.3.85 Archivarbeiten von Thomas Freivogel, Kunsthistoriker, Bern
- 26.4.85 Abgabe der Bestandaufnahme durch den Architekten
- 9.10.85 Zusicherung des Beitrages des Regierungsrates des Kantons Zürich von Fr. 305 000.–
- 6.1.86 Abgabe des detaillierten Kostenvoranschlages des Architekten
- 3.2.86 Genehmigung des Beitrages der politischen Gemeinde Stäfa von Fr. 800 000.–
- 27.4.86 Genehmigung des Ausführungskredites durch die Urnenabstimmung von Fr. 2 394 000.– (Aussenrenovation) resp. Fr. 1 353 000.– (Innenrenovation)
- 14.10.86 Einreichung der Baueingabe
- 22.10.86 Bewilligung des Staatsbeitrages des Zürcher Kirchenrates von Fr. 40 500.–
- Nov. 86 Erstellen der Kanalisation ausserhalb der Kirche und Mauerentfeuchtung an den Fassadenwänden
- 1.12.86 Baubewilligung von Gemeinde und Kanton

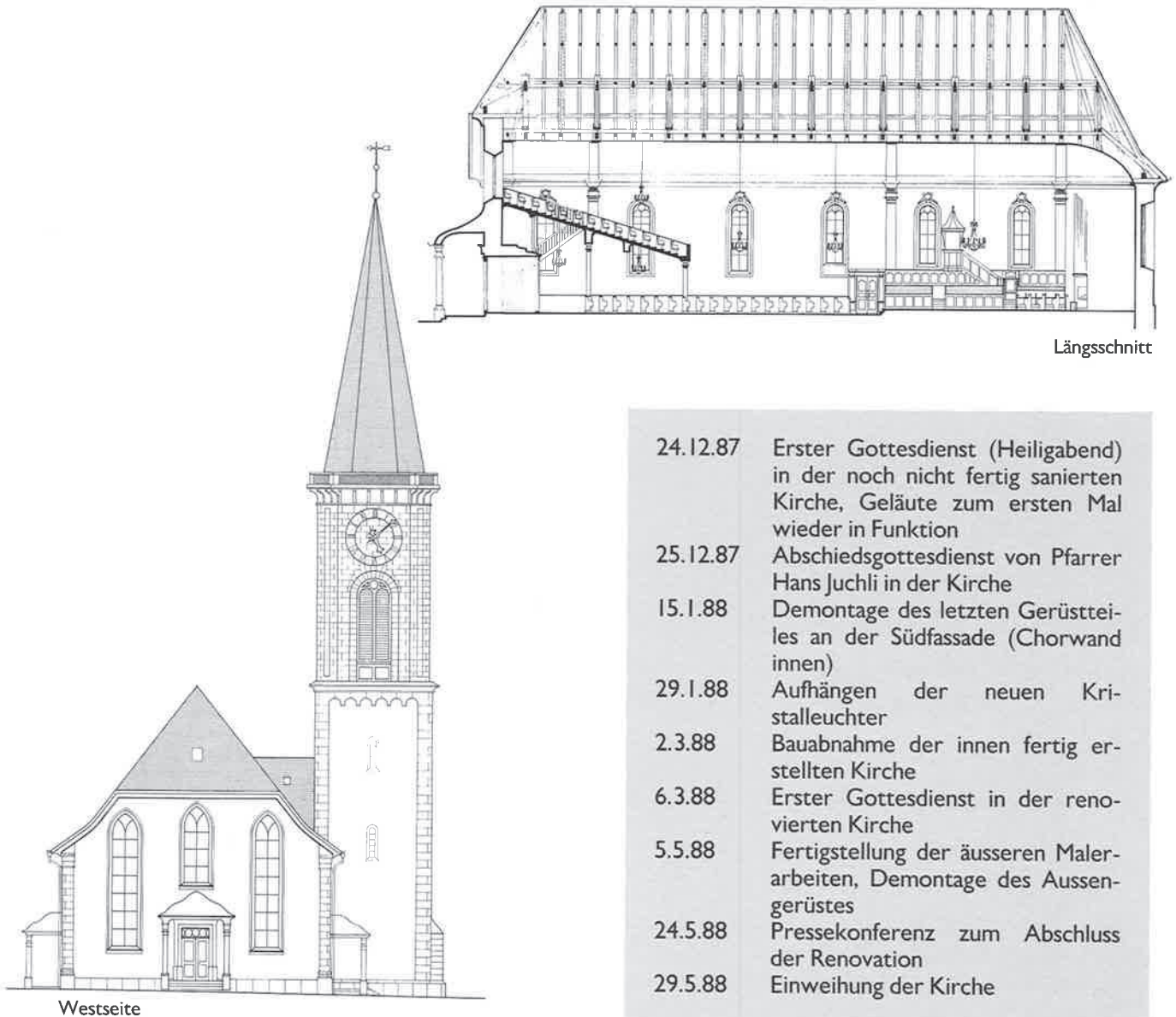
5.1.87	Erste Bemusterung der Beleuchtung (Firma Regent)		Wiederinstandstellen der Bänke, Ausbruch der Bodenplatten
12.1.87	Baubeginn an der Kirche (aussen), Aufstellen des Gerüstes am Turm, Beginn der Steinhauerarbeiten am Turm	Mai 87	Erstellen des Innengerüstes
		3.6.87	Grabfund im Chor der Kirche
		7.7.87	Fertigstellung von Sockel und Lisenen am Schiff durch Steinhauer
24.1.87	Kirchenbesichtigungen mit der Baukommission (reformierte Kirchen Horgen, Bühl in Zürich-Wiedikon, Birmensdorf), Bemusterung der Beleuchtung	18.8.87	Beschluss, dass die Kirche mit einer Brandmeldeanlage gesichert wird
		25.8.87	Bemusterung der Kristalleuchter (Firma BAG)
26.1.87	Beginn des Aussengerüstes am Schiff	28.8.87	Fertigstellung von Sockel, Lisenen und Rundbogenfries am Turm durch Steinhauer
24.2.87	Abgabe des Kostenvoranschlages für eine Restaurierung des Turmchores (gemäss Beschluss vom 5.5.87 wird die Restaurierung nicht ausgeführt)	28.8.87	Zweite Messung der Nord- und Südfassade durch den Ingenieur
		1.9.87	Pressekonferenz über die laufende Kirchenrenovation
25.2.87	Messung der Süd- und Nordfassade durch den Ingenieur	6.9.87	Renovationsgottesdienst im Freien vor der Kirche, anschliessend Führung durch die Baustelle
28.2.87	Kirchenbesichtigung mit der Baukommission (reformierte Kirchen Egg und Uster, katholische Kirche Zürich-Oerlikon)	30.9.87	Deckputz an Turm und Schiff fertig erstellt, Verglasung der Kirchenfenster montiert
		7.10.87	Brandmeldeanlage erstellt, Demontage des Innengerüstes, Beginn der Unterlagsböden und Verlegen der Natursteinplatten in Schiff und Chor
3.3.87	Beschluss, das Gemeinde- und Kirchgemeindearchiv in das Untergeschoss zu verlegen (damit wird eine spätere Restaurierung des Turmchores möglich)	20.11.87	Sanieren des Holzbodens auf der Empore, Versiegeln, Wiederaufstellen der Kirchenbänke
13.4.87	Weitere Beleuchtungsbemusterung (Firma Regent, BAG, Lenzlinger und Schaerer AG)	27.11.87	Natursteinboden im Schiff verlegt
19.4.87	Letzter Gottesdienst in der Kirche vor der Renovation	4.12.87	Sanierung des Holzbodens in Schiff und Chor, Versiegeln des Bodens, Wiederaufstellen der Kirchenbänke
21.4.87	Beginn der Arbeiten im Innern der Kirche; Demontage der Bänke,		



Grundriss



Südseite



- | | |
|----------|--|
| 24.12.87 | Erster Gottesdienst (Heiligabend) in der noch nicht fertig sanierten Kirche, Geläute zum ersten Mal wieder in Funktion |
| 25.12.87 | Abschiedsgottesdienst von Pfarrer Hans Juchli in der Kirche |
| 15.1.88 | Demontage des letzten Gerüstteiles an der Südfassade (Chorwand innen) |
| 29.1.88 | Aufhängen der neuen Kristalleuchter |
| 2.3.88 | Bauabnahme der innen fertig erstellten Kirche |
| 6.3.88 | Erster Gottesdienst in der renovierten Kirche |
| 5.5.88 | Fertigstellung der äusseren Malerarbeiten, Demontage des Aussengerüsts |
| 24.5.88 | Pressekonferenz zum Abschluss der Renovation |
| 29.5.88 | Einweihung der Kirche |

Die Orgelrevision

Die Gesamtrenovation der Stäfner Kirche konnte zum Anlass genommen werden, auch die Orgel einer gründlichen Revision zu unterziehen. Eine Überholung des Orgelwerks, normalerweise alle 15 bis 20 Jahre durchgeführt, war seit einiger Zeit fällig. Wir setzten uns zum Ziel, neben den routinemässigen Reinigungs- und Revisionsarbeiten auch eine Klangverbesserung am bestehenden Pfeifenmaterial zu erreichen.

Die 1959 erbaute Orgel der Firma Kuhn, Männedorf, zählt mit ihren 44 Registern, 3248 Pfeifen sowie 6 Transmissionen und Verlängerungen zu den grössten der Zürichseegegend. Wie zahlreiche andere Instrumente dieser Zeit und Grösse könnte man sie als «Kompromissorgel» bezeichnen, soll doch darauf barocke, romantische wie auch neuere Orgelmusik spielbar sein.

Die Stäfner Orgel verfügt über drei Manuale und ein Pedal mit elektro-pneumatischer Spiel- und Registertraktur. Das ganze Werk befindet sich teilweise in einem Holzgehäuse; teilweise stehen die Pfeifen frei – auch dies ein Merkmal der Entstehungszeit. Im vorderen Teil befinden sich Pedalwerk und Hauptwerk, im hinteren Teil das Schwellwerk; zuoberst ist das Kronpositiv angeordnet.

Der Klangcharakter des Kronpositivs richtet sich nach eher barocken Vorbildern, das Schwellwerk ist einem französischen «Récit» nachgebildet worden, während in Haupt- und Pedalwerk verschiedene Elemente anklingen.



Die Orgel von 1958/59 wurde vollständig revidiert.

Bei der Renovation der Kirche wurde das gesamte Pfeifenwerk ausgebaut und ausgelagert. Beim Ausbau der Pfeifen war grösste Sorgfalt geboten; die Zinnpfeifen durften nur stehend aufbewahrt werden. Ansonsten hätten sich die aus einer Zinn-Blei-Legie-

Die durch Alterung bestehenden Orgelpfeifen leicht verformen und die spätere Tonqualität nachteilig verändern können. Nach Beendigung der allgemeinen Bauarbeiten im Kircheninnern wurde die Reinigung und Revision der technischen Orgelanlage an die Hand genommen. Besonderes Gewicht legten wir dabei auf die Sanierung der Windladen, die das wichtigste Element des Instruments darstellen. Die Windladen besorgen die Steuerung des Windes zu den einzelnen Pfeifen und müssen trotz vieler beweglicher Teile vollständig luftdicht sein. Dieser Anforderung konnten die Windladen der Stäfer Orgel in den letzten Jahren nicht mehr genügen, was die Stimmhaltung und Klangschönheit des Instruments hörbar vermindert



Der Spieltisch der Orgel umfasst 44 Register.

hat. Der Mangel konnte nun im Rahmen der Gesamtrevision behoben werden.

Grosse Aufmerksamkeit schenkten wir dem Wiedereinbau des Pfeifenwerkes. Jede einzelne Pfeife wurde auf ihre Ansprache, Lautstärke und Klangfarbe überprüft und entsprechend nachintoniert. Wir mussten erreichen, dass jede Pfeife ihrer Mensur entsprechend schön klingt, sich aber gleichzeitig in den Gesamtklang einordnet.

Das Grundkonzept des Klangbildes von 1959 haben wir bewusst nicht entscheidend verändert. Immerhin wurden die Plenumregister inklusive Mixturen im Sinne einer besseren Verschmelzung der verschiedenen Pfeifentöne nachintoniert. In ähnlicher Weise sind auch die Flöten und Aliquoten überarbeitet worden. Als Folge dieser Nachintonationen entstand ein Orgelklang, der sich runder und «grundtöniger» anhört.

Nach Vollendung der Orgelrevision darf festgestellt werden, dass aus dem vorhandenen Material ein Maximum herausgeholt wurde. Die Qualitäten der Stäfer Orgel sind künftig noch deutlicher hörbar. Eine besondere Wirkung entfaltet das Instrument nun bei Musikwerken der französischen Romantik und der modernen Zeit; besser zur Geltung kommt aber auch die klassische Orgelliteratur. Wir hoffen und glauben, dass die Revision gelungen ist – zur Ehre Gottes und zur Freude von Kirchgängern und Konzertbesuchern!

*Rudolf Aebischer
Andreas Scheuner*

Die Kirchenbeleuchtung

Anlässlich der letzten Innenrenovation von 1958/59 unter Leitung von Architekt Albert Koella wurde auch die Beleuchtung erneuert. Im Zentrum des ovalen Mittelstücks wurde ein ovaler Eisenleuchter mit 22 zylindrischen Opalgläsern montiert. Der einfach gehaltene, moderne Leuchter zeigte die damals vorherrschende Ansicht, dass eine konstruktive Lösung den Charakter der Kirche am wenigsten mitprägen und damit auch nicht «unmodern» werden könne. Jene Auffassung kann heute nicht mehr verstanden werden. Dem früheren Leuchter fehlten die Wärme und die Liebe zum Detail; er vermochte den edlen Charakter des Innenraums der Stäfer Kirche nicht aufzunehmen. Zudem konnte vor allem im Chorraum eine genügende Helligkeit, etwa für Abendkonzerte, nicht gewährleistet werden.

Beleuchtungsprobleme

Die Beleuchtung ist einer der schwierigsten Bauteile einer Kirche. Wird sie stilistisch nicht einwandfrei gelöst, kann sie jede noch so gelungene Innenrenovation wieder zunichte machen. Es war von vornherein klar, dass die neue Beleuchtung der Kirchenpflege und ihrer Baukommission, der Beleuchtungsfirma und dem Architekten grosse Probleme aufgeben und einen längeren Entscheidungsprozess notwendig machen würde. Dies hatte mehrere Gründe: Weder in der Bauzeit des Kirchenschiffs von 1688

noch während der späteren Umbauten, die heute das Innere der Kirche prägen (1788: Empore und Decke, 1870/71: Emporenstützen und Kirchenfenster), gab es elektrische Beleuchtungen. Die nach der Elektrifizierung von 1908 getätigten Renovationen von 1922 und 1958 waren stilistisch zu wenig prägend, als dass die damals geschaffenen Beleuchtungskörper hätten rekonstruiert oder restauriert werden können. Die Deckenstuckbilder stimmen nicht mit den Raumzonen (Empore, Schiff, Chor), aber auch nicht mit den Fensterachsen oder den Bankreihen überein. Somit musste bei der Beleuchtung ein Kompromiss zwischen den raumbildenden und den stilistischen Elementen gesucht werden. Die beträchtliche Breite der Stäfer Kirche (14 m) stand einer reinen Wandbeleuchtung im Wege, welche alle Konflikte mit der Stuckdecke hätte überspielen können. Schliesslich verhinderte die hohe und recht steile Rückempore wegen des kleinen Abstands zur Schiffdecke im hinteren Teil ein Herunterhängen von Pendelleuchtern.

Konzeptvarianten

Die oben beschriebenen Beleuchtungsprobleme der Kirche Stäfa führten dazu, dass von seiten des planenden Architekten alles unternommen wurde, dass Beleuchtungsmuster in der noch nicht renovierten, voll ausgestatteten Kirche geprüft werden konnten. So wurde das erste Quartal von 1987 insbesondere

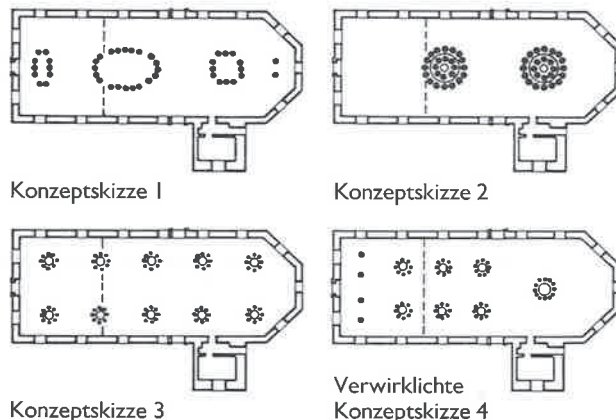
dafür genutzt, verschiedene Beleuchtungsvarianten mittels Musterleuchter oder entsprechender Modelle zu studieren. Dabei wurde auf vier Varianten näher eingetreten:

1. Bereits bei der ersten Vorprojektstudie vom September 1983 wurde ein erstes Beleuchtungskonzept aufgezeigt. In Zusammenarbeit mit Beleuchtungsingenieur Bruno Hartl, Zürich, wurde eine im Stuck eingebaute, mit Messingbändern umschlungene Deckenbeleuchtung vorgeschlagen. Sie hätte das verschlungene Gurtmotiv des Stucks aufgenommen. Mit dem Konzept von Einbauleuchtern ohne raumbildende Wirkung hätte der Konflikt zwischen Stuck und Raumzonen leicht gelöst werden können. Diese Beleuchtung hätte aber kaum zur «Möblierung» der Kirche beigetragen und wesentliche Eingriffe in der Decke erfordert; die Denkmalpflege akzeptierte diese Variante nicht (Konzeptskizze 1).

2. In einem zweiten Konzept schlug Bruno Hartl einen Mittelleuchter am früheren Standort nebst zusätzlich einem Leuchter desselben Typs im Chorbereich vor. Die beiden Beleuchtungskörper, versehen mit je etwa 160 Glühlampen, waren in einem Durchmesser von 4 m geplant. Die modern und einfach gestalteten Messingleuchter hätten den Raum warm und festlich erscheinen lassen.

Anstelle der zwei modern-einfachen Leuchter schlug die Firma Gysin AG, Basel, zwei barocke, reichere Leuchtkörper von ähnlicher Grösse und an denselben beiden Standorten vor; sie hätten dem festlichen Eindruck des Innenraums recht gut entsprochen (Konzeptskizze 2).

3. Die Beleuchtungsfirma Regent in Basel gelangte zu einem vollständig neuen Vorschlag. Statt der zwei grossen Pendelleuchter sollte eine Doppelreihe von kleineren Leuchtern montiert werden. Damit



konnte das Problem des Mittelleuchters umgangen werden, welcher vom Deckenstuck her wohl einfach zu setzen gewesen wäre, aber in schlechtem Verhältnis zu Empore und Chor gegangen hätte. Vorgesehen waren dreissigflämmige Messingleuchter mit stehenden Birnen. Mundgeblasene Glasteller unter den Birnen sollten das Licht mehrfach brechen und dem Leuchter zu vermehrtem Glanz verhelfen. Zwei entsprechende Musterleuchter wurden im Chor aufgehängt und lange diskutiert. Das Ergebnis war die Suche nach besseren Möglichkeiten (Konzeptskizze 3).

4. Die Beleuchtungsfirmen Lenzlinger & Schaerer, Zürich, brachten als weitere Musterleuchter grosse «gotisierende» Pendel an, die BAG Zürich versuchte es mit barocken Glasleuchtern («Holländer»), modern wirkenden Messingleuchtern und klassizistischen Kristalleuchtern in verschiedenen Varianten. Insbesondere die Variante mit Kristalleuchtern fand Gefallen, wobei ein Hauptleuchter im Zentrum des Chors, vier Leuchter im Schiff, zwei kleinere Leuchter über und drei unter der Empore vorgesehen wurden (verwirklichte Konzeptskizze 4).

Das gewählte Beleuchtungskonzept

Nach ausführlichen Diskussionen von Kirchenpflege, der Beleuchtungsfirma BAG, der kantonalen Denkmalpflege und dem Architekten wurde eine stilistische Anpassung der Beleuchtung an den Totalumbau von 1788 beschlossen. Dies bedeutete die Wahl von dekorativen, betont festlichen Beleuchtungskörpern der klassizistischen Periode.

Ein grosser Kristalleuchter im Zentrum des Chors setzt einen Schwerpunkt im liturgisch wichtigen Kirchenteil über Taufstein und Abendmahlstisch. Vier mittelgrosse Kristalleuchter im Bereich des Kirchenschiffs und zwei kleinere oberhalb der Rückempore nehmen die bestehenden Raumteile auf. Im hintersten Teil der Rückempore wurden wegen der knappen Höhe Einbauleuchter angebracht. Hinzu kommen zwei kleinere Leuchter unter der Empore sowie ein Einzelleuchter beim Haupteingang an der Westfassade.

Der um 1770 aufgekommene Klassizismus löste die verspielten, überschwenglichen und üppigen Kunstformen des Barocks und Rokokos ab. Die schlichten, geradlinigen und ruhigen Grundformen wurden wiederentdeckt. Der in der Stäfner Kirche vorherrschende klassizistische Stil, gebildet durch einfache Stuckdecken, Pilasterunterteilung der Wände und Vasenornamente über den Fenstern wird durch die neuen Kristallüster wieder aufgenommen. Charakteristisches Merkmal des klassizistischen Kristalleuchters ist die Verwendung von Behangkettten. Die klaren waagrechten und senkrechten Linien werden durch Reifen und Behang unterstrichen. Mit der neuen Beleuchtung wurde damit kein Kontrast, sondern eine Integration in den bestehenden Raumcharakter angestrebt. Zudem soll sie der etwas puritanischen Ausstattung des Kirchenraums mehr Eleganz und Helligkeit verleihen.



Grosser klassizistischer Kristalleuchter im Chor.

Die montierten Kristalleuchter wurden speziell für Stäfa angefertigt. Der Behang besteht aus reinem weissem Kristallglas mit Bleioxydgehalt und wurde von Hand geschliffen. Ebenfalls handgeschliffen und mundgeblasen sind die Lichtschalen (Kerzenteller). Die sichtbaren Metallteile aus poliertem Messing sind farblos lackiert und die Ornamentbänder mit aufgesetzten Halbrundprofilen handziselirt. Die innere Konstruktion wurde weiss lackiert. Ausgerüstet mit einem innenliegenden Drahtseil, können die mit Kordele aufhängung versehenen Deckenleuchter leicht herabgelassen und damit vom Kirchenboden aus gewartet werden. Dank der stufenlos verstellbaren Lichtintensität kann der ehemals recht spärlich erhellte Kirchenraum nun auch für Konzerte oder öffentliche Anlässe genügend ausgeleuchtet werden.

*Peter Fässler
Fritz Huber*

Innen- und Aussenrenovation der reformierten Kirche Stäfa 1986–88

Bauherrschaft:

Reformierte Kirchgemeinde Stäfa

Projekt und Bauleitung:

P. Fässler, dipl. Arch. ETH/SIA, Zürich
Mitarbeiter: R. Kaspar, Arch. HTL

Statik:

Corrodi, Pfenninger & Kuprecht Ingenieurbüro AG,
Stäfa

Elektroprojekt:

E. Burkhalter Ing. AG, Zürich

Beratung:

Denkmalpflege des Kantons Zürich

Beteiligte Firmen und Unternehmungen

Akustikanlage:

H. Baumann & Co., Uitikon

Archivschränke:

Compactus Lista Mellingen AG, Mellingen

Bankkissen:

C. Bergamin, Stäfa

Bauherrenhaftpflicht, Bauwesenversicherung:

Winterthur-Versicherungen, Generalagentur Stäfa

Baumeisterarbeiten:

ARGE Epting AG, Stäfa + V. Hess, Stäfa

Baureinigung:

Allgemeine Gebäude-Reinigungs AG, Zürich

Baureklame:

Th. Diem AG, Zürich

Beizarbeiten:

Traber AG, Stäfa

Beleuchtung:

BAG Turgi AG, Zürich

Blitzschutz:

M. Frey, Stäfa

H. Schiess AG, Stäfa

Bodenbeläge in Holz und Kunststoff:

Parkett Maier AG, Zürich

Bodenbeläge in Naturstein:

E. Morizzo, Tann-Rüti

Bodenklappe:

H. Bähler & Co. AG, Hätzingen

Brandmeldeanlage:

Cerberus AG, Männedorf

Dachdeckerarbeiten:
Ch. Egli, Stäfa

Elektroheizung:
Star Unity AG, Au ZH

Elektroinstallationen:
Gemeindewerke Stäfa

Feuchtigkeitsisolation:
Isolbau, Arbon
Robit Isolierungen, Männedorf

Geläute:
H. Rüetschi AG, Aarau

Gerüstungen:
Kappeler AG, Dübendorf

Gipserarbeiten:
Gebr. Zimmermann, Stäfa
H. Baldinger, Zürich und Jona

Grabplatte, Restauration:
K. Russek, Stäfa

Kanalisation:
Gebr. Polla AG, Ebmatingen

Keramikplatten:
R. Schmalz, Stäfa

Läutwerk:
Pally & Meier, Hinwil

Malerarbeiten, äussere:
K. Frei, Stäfa

Malerarbeiten, innere:
A. Berchtold, Stäfa

Natursteinarbeiten:
Arnet & Co. AG, Zürich
H. Stocker, Zürich

Orgelrevision:
Th. Kuhn AG, Männedorf

Sanitärinstallationen:
H. Schiess AG, Stäfa
B. Laetsch, Stäfa

Schlosserarbeiten:
Schlosserei Halde, Zürich

Schreinerarbeiten und Schliessanlage:
ARGE E. Schenk, Stäfa + H. Bachmann, Stäfa
+ G. Kübler & Sohn, Stäfa

Spenglerarbeiten:
M. Frey, Stäfa

Telefon:
Bernauer AG, Stäfa

Thermoisolation:
Wellenzohn Isoliertechnik AG, Azmoos

Turmuh:
Turmuhrenfabrik Mäder AG, Andelfingen

Umgebung, Gärtnerarbeiten:
Egli Gartenbau AG, Stäfa

Umgebung, Wege und Plätze:
Seitz Gartenbau, Stäfa

Unterlagsböden:
Hug Bodenbeläge AG, Zürich

Verglasungen:
Mäder & Cie., Zürich

Zimmerarbeiten:
E. Rieser, Stäfa

Reformierte Kirchgemeinde Stäfa

Baukommission:
Kurt Nafzger, Präsident bis 1.1.1988
Dr. Beat Auer, Präsident ab 1.1.1988
Hans Gerber
Margrit Pünter
Erni Ruinelli
Elisabeth Tettamanti



Die Mitglieder der Baukommission v.l.n.r.: Erni Ruinelli, Margrit Pünter, Kurt Nafzger (Präsident bis 1.1.88), Dr. Beat Auer (Präsident seit 1.1.88), Hans Gerber, Elisabeth Tettamanti, Architekt Peter Fässler.

Kirchenpflege:
Präsident: Hans Lendi
Vizepräsident: Walter Krauer
Aktuar: Dr. Christoph Mörgeli
Gutsverwalter: Werner Haller
Dr. Beat Auer
Ursula Burkhardt (seit 1.1.1988)
Dr. Edi Class
Helena Meili
Margrit Pünter
Kurt Nafzger (bis 1.1.1988)
Erni Ruinelli
Elisabeth Tettamanti

Pfarrer:
Kreis Mitte: Dr. Theophil Middendorp
Kreis Ost: Roland Brendle
Kreis West: Hans Juchli (bis 1.1.1988)
Emil Bänziger (seit 1.1.1988)
Emil Lüssi (seit 1.1.1988)

Mitarbeiter:
Katechet: René Barraud
Jugendleiterin: Hanni Noll
Gemeindehelferin: Gabriele Meng
Sekretariat: Margrith Hollenstein
Organist: Andreas Scheuner
Sigristen Kirche Stäfa: Hanni und Hans Gerber
Sigrist Kapelle Ürikon: Alfred Martens

Autoren

Rudolf Aebischer, Orgelbauer, Firma Kuhn Männedorf, Stäfa

Peter Fässler, dipl. Architekt ETH/SIA, Inhaber des Architekturbüros P. Fässler, Zürich

Dr. phil. *Hans Frey*, Verleger, Gemeindepräsident, Stäfa

PD Dr. phil. *Hans Martin Gubler*, Kunsthistoriker, Leiter der kant. Kunstdenkmälerinventarisation, Wald

Fritz Huber, Beleuchtungsfirma BAG Turgi, Zürich

Hans Lendi, dipl. Ing. ETH/SIA, Präsident der Kirchenpflege, Stäfa

Dr. theol. *Theo Middendorp*, Pfarrer, Stäfa

Dr. phil. *Christoph Mörgeli*, Historiker/Museumsleiter, Aktuar der Kirchenpflege, Stäfa

Kurt Nafzger, Ing. HTL, Mitglied der Kirchenpflege Stäfa und Präsident der Baukommission bis 1987, Neftenbach

Andreas Pflughard, dipl. Architekt ETH/SIA, Denkmalpfleger des Kantons Zürich, Ürikon

Andreas Scheuner, Musiklehrer, Organist der Kirche Stäfa, Jona

